

Totentafel

Autor(en): **Peterli, Gabriel / Arquint, Jachen Curdin / Metz, Peter**

Objektyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **41 (1999)**

PDF erstellt am: **06.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

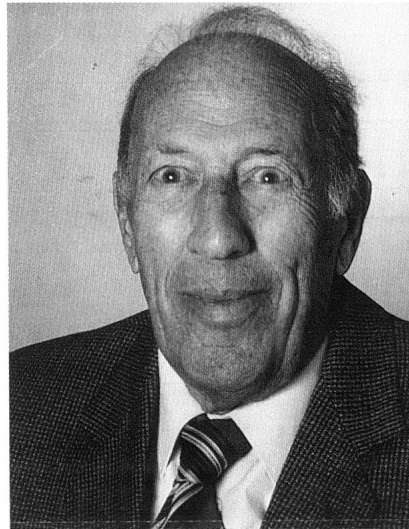
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Christian Lorez-Brunold

1911–1997

Mit seiner fröhlichen, herzlichen, unkomplizierten Art konnte er die Herzen von uns jungen Menschen leicht gewinnen.» So umschrieb Pfarrer Hans Domenig anlässlich der Abdankungsfeier vom 25. September 1997 die Wirkung des Lehrers Christian Lorez. Wer dem Verstorbenen ausserhalb der Schule begegnet war, hätte ähnliches sagen können: Christian Lorez hatte viele Eigenschaften, die ihm den Umgang mit den Mitmenschen erleichterten, nämlich Offenheit, Geselligkeit, Humor und eine starke Ausstrahlung.



Der Sohn von Stadtschullehrer Christian Lorez und seiner Frau Margareth, geb. Simmen, war am 3. Juli 1911 in Chur geboren worden. Er absolvierte das Gymnasium und wurde hier von Dr. Manfred Szadowsky, seinem Deutschlehrer, dazu angeregt, das Studium der Germanistik in Angriff zu nehmen. Wie sein Deutschlehrer legte Christian Lorez das Schwer-

gewicht auf die Sprachgeschichte, oblag aber auch den literarischen Studien mit Begeisterung. Als Nebenfächer wählte er Geschichte und Pädagogik. Schon kurz nach dem Doktorat, das er im Frühjahr 1941 ablegte, wurde er als Lehrer für Deutsch und Latein an die Bündner Kantonsschule gewählt. Den Mutterspracheunterricht erteilte er in allen Klassen des Gymnasiums, Latein in den beiden Anfangsklassen.

Im März 1942 heiratete er Tilly Brunold, die er schon als Kantonschüler kennengelernt hatte, nämlich als die Familie Lorez in das Haus Brunold an der Falknisstrasse 8 einzog. Seine Frau hatte das Lehrerseminar absolviert, hatte an verschiedenen Orten unterrichtet und teilte die vielseitigen Interessen ihres Mannes.

Christian Lorez' Anliegen als Lehrer war es immer, den Unterricht nicht zur Schulmeisterei verkommen zu lassen. Er verfügte über reiche Fachkenntnisse und ein grosses didaktisches Geschick und bezog gerne verwandte Gebiete wie die Geschichte und die Philosophie sowie die Künste, allen voran die Malerei, in den Unterricht ein. Ein besonderes Anliegen war es ihm, den Schülerinnen und Schülern einen persönlichen Zugang zur Literatur zu eröffnen und dadurch ihre Leselust zu fördern. Gerne las er mit seinen Klassen auch neue Texte, die noch nicht zum Kanon der anerkannten Werke gehörten. Den Mut, die Gren-

zen des Fachs zu erweitern und aus der schulischen Routine ausbrechen, bewies er, als er zusammen mit Kollegen aus verwandten Fachgebieten Konzentrationswochen durchführte. In diesen Wochen – Vorläufer der heutigen Projektwochen – arbeitete er interdisziplinär, indem er zum Beispiel den Beziehungen zwischen Lyrik und Musik nachging.

Christian Lorez verfolgte in Schule und Forschung zum Teil die gleichen Ziele. So war es ihm in beiden Bereichen ein ganz besonderes Anliegen, die Sprache stets in enger Verbindung mit der Sache, den Gegenständen und den Inhalten, zu betrachten und auch zu gebrauchen. Der Untertitel seiner Monographie *Bauernarbeit im Rheinwald* bezeugt dies ebenso wie seine didaktisch-pädagogischen Bemühungen. Der erwähnte Untertitel lautet: «*Landwirtschaftliche Methoden und Geräte und ihre Terminologie in der ältesten urkundlich belegten Walserkolonie Graubündens*». Dieser Arbeit hat Professor R. Hotzenköcherle, der sie angeregt hatte, Fülle und Präzision bescheinigt. Wenn der strenge, von manchen gar gefürchtete Sprachwissenschaftler einer Arbeit «Fülle» attestiert hat, so will das etwas heissen! Tatsächlich hat der junge Doktorand, der das beschriebene Rheinwald von Kindheit her gut gekannt und es dann 1937/38 ein Jahr lang systematisch studiert hatte, kein Wort verzeichnet, das er nicht in seinem Sachzusammenhang genau untersucht hatte. Das bedeutet, dass sich Christian Lorez mit den vielfältigsten Lebens- und Arbeitsbereichen aufs genaueste vertraut machen musste. Das Spektrum reichte vom Häuserbau, dem

Wildheuet, den Viehkrankheiten, dem Käsen, dem Fällen und Transportieren von Bäumen über viele andere Bereiche bis zum Weben und Spinnen und zu anderen spezifischen Frauenarbeiten: Man staunt nur, dass es möglich gewesen ist, dies alles zu verstehen, sachgetreu zu dokumentieren, es, wo es nötig war, in seinem Wandel zu deuten und schliesslich dem Kenner wie dem Laien angemessen zu vermitteln. Wie die Sprache eine ganze «Welt» – in allen ihren Bezügen – spiegelt, hier wurde es nicht theoretisch postuliert, sondern anschaulich und greifbar gemacht.

Kein Wunder, hat Christian Lorez zurückhaltend bis ablehnend reagiert, wenn seine Schüler und Schülerinnen, wie das gerade bei Gymnasiasten immer wieder geschieht, sich zu sprachlichen Ikarusflügen oder gar zum Flunkern hinreissen liessen. Sie sollten lernen, sprachlich genau zu fassen, was sie beobachtet hatten, und sollten sich darin üben, ihre Erfahrungen und Gedanken präzise und auch auf leserfreundliche Art darzustellen. Dass er selber bei seinen Publikationen stets den Leser bzw. den Betrachter vor Augen hatte, bewies Christian Lorez, als er zusammen mit seiner Frau Tilly das Buch *Unsere Kantonsschule in Bildern* gestaltete. Der Band erschien 1973 zur Einweihung der neuen Schulgebäude im Calven-Verlag und vereinigt Bilder mehr oder weniger offiziellen Charakters mit zahlreichen Momentaufnahmen und Schnappschüssen, die vom Geschehen am Rand, das für den Schüler meist das Wichtigste ist, lebendiges Zeugnis geben. Dazu gehört auch das Schultheater, in dem sich ernste und parodistische Ele-

mente unmittelbar berühren. Bilder und Kommentare des Bandes gaben Anlass zu einer heiteren und da und dort auch etwas wehmütigen Rückschau. Von Nostalgie zu sprechen wäre jedoch nicht zutreffend. Das etwas rührselige Festhalten an einer heilen Welt lag ihm völlig fern. Er kannte die vergangene und vergehende Welt zu gut, als dass er eine Überhöhung nicht entschieden abgelehnt hätte. So objektiv als irgend möglich sollte die Welt der Bewohner des Rheinwalds etwa auch im Heimatmuseum in Splügen dokumentiert werden; ebenso wahrheitsgetreu wollte er den Wortschatz der Walsers festhalten, als er zusammen mit seiner Frau das Rheinwaldner Wörterbuch, das 1987 erschien, schuf. Und aus der gleichen Grundhaltung heraus hat er geholfen, die Walservereinigung zu gründen, in deren Vorstand er zwanzig Jahre lang als Vizepräsident tätig war.

Mit dem Wandel der Lebensformen und Werte hatte er sich schon in seiner Dissertation auseinandergesetzt, und schon damals hatte er angesichts des raschen Wandels eine ganz klare Haltung eingenommen, von der folgender Passus seines Vorworts zeugt: «Mein Buch ist eine wissenschaftliche Arbeit und nicht eine Propagandaschrift für das Rheinwald. Ich habe sie begonnen, lange bevor der Kampf um das Kraftwerk eingesetzt hat. Aber sie kann vielleicht gerade deshalb meinen lieben Landsleuten in ihrem schweren Kampfe helfen; denn sie beweist, dass das Rheinwald ein geschlossenes Ganzes, ein Tal mit reicher und ursprünglicher Sprache, mit selbständiger und eigenwüchsiger Kultur, mit einer durchaus gesunden und le-

bensfähigen Wirtschaft und einer aufs engste mit dem Boden verbundenen Bevölkerung ist. Wenn dieses Buch seine Leser zu überzeugen vermöchte, dass der Verlust an seelischen und kulturpolitischen Werten schweizerischer Art, der mit der Unterwasser-Setzung des Tales verbunden ist, mit noch so grossen materiellen Entschädigungen auch nicht annähernd aufgewogen oder auch nur verglichen werden kann, so wäre sein höchster Zweck erfüllt.»

Das ist eine höchst aufschlussreiche Erklärung! Wissenschaft hat ihren Wert in sich selber, ist nicht Dienerin einer Ideologie. Trotzdem – und gerade weil sie als wertneutrale Forschungsarbeit glaubhaft ist – darf sie und soll sie eine Wirkung erzielen, indem sie sich darauf beschränkt, bestehende Werte bewusst zu machen. Sachkenntnis soll ein Antrieb für das Engagement sein; Nostalgie würde die Kräfte nur lähmen.

Da Christian Lorez die Chancen des Bauerntums realistisch einschätzte, befürwortete er eine massvolle Technisierung. Im 1979 erschienenen Text *Bauernarbeit im Rheinwald, Der Wildheuet* der Reihe *Altes Handwerk* der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde befasste er sich mit der prekären Frage des bäuerlichen Nachwuchses und stellte trocken fest: «Dass es trotzdem noch Bergbauern gibt, ist nur einer eigentlichen Revolution der Technik zuzuschreiben.» Und darauf ging er sachlich argumentierend auf Vor- und Nachteile der Mechanisierung ein. Ein schönes Zeugnis für die beschriebene Haltung sind die volkskundlichen Filme, die Alfred Bühler in engster Zusammenar-

beit mit Christian Lorez in den vierziger Jahren drehte, kurze Filme über den Wildheuet, die grosse Wäsche, die Blackenernte, das Spinnen und Weben u. a., die gerade wegen ihrer erstaunlich nüchternen Haltung und dem Verzicht auf jegliche Überhöhung zu wichtigen Dokumenten der schweizerischen Volkskunde geworden sind.

Besonders erfreulich waren für Christian Lorez Tätigkeiten, die in angenehmem Klima ausgeführt werden konnten und auf greifbare Ergebnisse ausgerichtet waren. Das war sowohl bei den Aktivitäten der Walservereinigung der Fall als auch bei der Einrichtung des Heimatmuseums sowie bei der Arbeit für den Theaterverein, den der Verstorbene zur Zeit präsidierte, als das alte Zeughaus in ein Theater umgebaut wurde. Ganz besonders hat ihm die Arbeit in der Nomenklaturkommission zugesagt, wo die konkreten Ergebnisse sich u. a. in Namensänderungen in der Landeskarte der Schweiz niederschlugen.

Dass viele Walser nüchtern seien, ist vielleicht ein Klischee. Der Wahrheit ziemlich nahe kommt wohl die Feststellung, dass das, was man als walserische Nüchternheit wahrnimmt, oft mit einer ausgeprägten Sensibilität verbunden ist. Bei Christian Lorez war es Sensibilität für die feinen Unterschiede im Volkskundlichen und Sprachlichen, Feingefühl in den menschlichen Beziehungen und Sensibilität für das Künstlerische.

Seine feinen Nerven waren wohl auch ein Grund dafür, dass die Belastung mit den vielen Klassen und den zeitraubenden Korrekturen in den letzten Jahren vor der Pensionierung zu gross wurde.

Er konnte die Stundenzahl etwas reduzieren lassen, übernahm aber dafür einige organisatorische Aufgaben. – Nach der Pensionierung im Jahr 1976 arbeitete er noch sechs Jahre in der Walservereinigung mit, übernahm die Abschlussarbeiten des von Martin Schmid und Gaudenz Issler verfassten Davoserdeutschen Wörterbuches, das 1982 erschien, und nahm dann das Rheinwalder Wörterbuch in Angriff, für das er zwar schon früh, nämlich im Zusammenhang mit seiner Dissertation, Vorarbeiten geleistet hatte, dessen Ausarbeitung nun aber mit einem so grossen Arbeitsaufwand verbunden war, dass er manchmal zur Resignation neigte. Da bedurfte es dann eines Anstosses seitens seiner Frau Tilly, die ihn mahnte, aber auch wirkungsvoll unterstützte. 1987 erschienen ist dann das Werk, das heute sicher nicht mehr in vergleichbarer Art verfasst werden könnte, da die nötige Sachkenntnis im Schwinden ist.

In den Jahren seiner Arbeit an den Wörterbüchern zog er sich mehr aus dem öffentlichen Leben zurück, zumal ihm zeitweise asthmatische Beschwerden zu schaffen machten. Er verbrachte seine letzte Zeit – bis wenige Stunden vor seinem Tod – in seiner Wohnung an der Falknisstrasse, von seiner Frau liebevoll gepflegt. Er starb am 20. September 1997. – Allen Menschen, die Gelegenheit hatten, ihn genauer kennenzulernen, wird er als innerlich reicher Mensch in Erinnerung bleiben, der viel von diesem Reichtum weitergeben konnte, als Wissenschaftler, Lehrer und Freund.

Gabriel Peterli

Jachen Ulrich Gaudenz

3.1.1897–6.10.1997

Seine ebenmässige, klare, jeden Buchstaben sauber herausbildende Schrift hatte auch in den letzten Jahren noch ihre Kraft und ihren Schwung. Die auch im hohen Alter schnurgeraden Zeilen zeigten erst beim über Fünfundneunzigjährigen etwas von den Schwierigkeiten, die der Schreiber nun bekundete, die Richtung einzuhalten und nahmen somit erst sehr spät im Schriftbild das vorweg, was er in den letzten Jahren seiner Unterschrift beizufügen pflegte: *Teis/Vos vegl, Dein/Ihr alter Jachen Ulrich Gz.* In vielen Briefen der letzten Jahre fand sich der eine oder der andere Hinweis auf das vorgerückte Alter. Es war, wie wenn er, der sich selbst gegenüber strenge Massstäbe ansetzte, für allfällige, ungewollte Unzulänglichkeiten in seinem Schreiben um Nachsicht bitten wollte. Er gehörte zu jenen, die das Briefeschreiben pflegten. Seine Briefe waren klar strukturiert. Er vermied Unnötiges, trat direkt auf das ein, was er sagen wollte, umschrieb gekonnt und liebevoll kleine Details, zeigte seine Freude oder seinen Unmut. Am Schluss gab er verhalten seiner Herzlichkeit Ausdruck, oftmals seine Person etwas zurücknehmend. Es rührt den Empfänger zutiefst, wenn in einem seiner letzten Briefe am Schluss im untersten Eckplatz mit Grossbuchstaben noch ein VALE ET VALETE zu entdecken ist. Vielen wer-

den seine Briefe unvergesslich bleiben.

In dieser verhaltenen Art trat er auch auf den Nächsten zu, sei dies in einer seiner Pfarrgemeinden Zernez-Susch-Brail, sei dies im Kreis seiner Pfarrkollegen, sei dies bei einer Versammlung der Uniuon dals Grischs, in einer Lehrerkonferenz oder bei einem Kolloquium. Er war es gewohnt, auch im persönlichen Gespräch seine Anliegen in kurzen Worten darzulegen und seine Antworten knapp zu fassen. So konnte es geschehen, dass manche den Eindruck erhielten, er könne sich die Zeit für ein längeres Gespräch nicht nehmen, er sei in Eile, es warte bereits die nächste Verpflichtung.



J. U. Gaudenz

Es war tatsächlich so, dass es ihm an Arbeit nicht mangelte. Die Aufgabe, die der erst Dreiundzwanzigjährige in den Kirchgemeinden Zernez-Susch-Brail antrat und die er in den mehr als vierzig Jahren seiner Tätigkeit bewältigte, war gross und anspruchsvoll, besonders wenn man das dazu zählt, was er neben den vielfältigen Verpflichtungen in der Gemeinde für die breitere Öffentlichkeit leistete. Ohne die vorbildliche Selbstdisziplin, die ihm eigen war und ihn auszeichnete, wäre das Ganze nicht zu bewältigen gewesen. Neben dieser für ihn selbstverständlichen Eigenschaft beeindruckte einen an der Persönlichkeit von Pfarrer Jachen Ulrich Gaudenz sein Charisma. Es kam vor allem dann voll zum Ausdruck, wenn er als Erzähler eine Kinder-schar als Zuhörer vor sich hatte, etwa im Religionsunterricht auf der Unterstufe, anlässlich der Schulweihnacht oder im Sommer, beim sogenannten Katechismus, morgens um halb neun oder abends um halb acht Uhr in der Kirche.

Beim morgendlichen Katechismus kam diese Seite seines Wesens besonders schön zum Tragen. Pfarrer Gaudenz begann mit einem ganz einfachen Choral, oft war es die Nr. 4 aus dem damals gültigen, von Otto Barblan musikalisch betreuten Gesangbuch mit dem quellfrisch-sprudelnden Text von Martinus *«Miravglius ais Dieu'l Signur in sas ouvras da splendor: tshêl ed ajer, terr'e mar tegnan palesà seis far»*. Die schöne alte Melodie (1666), die er mit der Hand als Auf-

und Ab erklärte, konnte rasch von allen gesungen werden, und nach den vier Strophen, deren Worte man gut verstand, war man eingestimmt. Pfarrer Gaudenz begann eine neue oder setzte eine begonnene Erzählung fort. Themen waren z. B. Episoden aus dem Leben und Schaffen von Dr. Bernardo, Selma Lagerlöf, Albert Schweitzer, Mathilde Wrede. Er erzählte pakkend, voller Teilnahme und wusste die fremde Welt im Norden Europas oder in Afrika so auszumalen, dass die Kinderphantasie angeregt wurde und die Bilder zu echtem Leben erwachten. Er war nie überschwänglich, sondern knapp und eindrücklich. Der Erzähler selbst strahlte und brachte die Augen der Kinder zum Leuchten. Er wählte die Episoden so, dass sie ihm immer wieder die Möglichkeit boten, einen inneren Wandel in einem Menschen zu beschreiben. Auf wundersame Art begegnet einem Menschen, dessen Leben festgefahren schien, eine Kraft, die seinem Leben neue Richtung gibt. Wenn er von dieser Neuausrichtung sprach und gleichzeitig die Sonnenstrahlen von Osten her die Kirche erleuchteten, entstand eine Stimmung, der man sich schwer entziehen konnte und die unauslöschlich im Gedächtnis haften blieb.

Ganz ähnlich ging er vor, wenn er den Zweit- bis Viertklässlern in der Schulstube, im Religionsunterricht aus dem Alten Testament erzählte oder anlässlich der Weihnachtsfeier im Schulhaus, wenn er Kindern und Eltern seine Weihnachtsgeschichte erzählte. Das Strahlen des Erzählers konnte aber plötzlich und unheilvoll erlöschen, wenn durch eine äussere

Einwirkung oder durch eine Disziplinlosigkeit der Zauber des Augenblicks gebrochen wurde oder wenn ein ihm nicht adequat erscheinender Gedanke geäussert wurde.

Mit der Vermittlung christlich-religiöser Haltung über Lebensberichte wählte er ein Vorgehen, das dem kindlichen Wesen und seiner eigenen Begabung als Erzähler entsprach. Viele werden ihm für die eindrückliche Art, wie er auf dieser Stufe Christentum vermittelte, Zeit ihres Lebens dankbar sein.

Strahlend wirkte Pfarrer Gaudenz auch bei einer Taufe oder beim Abendmahl. Auf der Kanzel, bei der Predigt, war er ernster. Seine Ausführungen waren klar und genau durchdacht, immer wieder neu. Keine Spur von leerer Rhetorik. Keine wortreichen Umschreibungen. Wer aufmerksam war, konnte seinen in der Sprache des Alltags klar umschriebenen Gedankengängen mühelos folgen. Es gelang ihm, auch komplizierte und schwierige Gedankengänge so zu unterteilen, dass er sie eingängig darlegen konnte. Es war ihm ein Anliegen, an immer wieder neuen Beispielen und eindringlich auf die Unterschiede zwischen biblischem Denken und Alltagsphilosophie aufmerksam zu machen und aufzuzeigen, dass die Spannung zwischen widersprüchlichen Aussagen im biblischen Denken zu den Geheimnissen des Glaubens gehört. Eine Predigt von Pfarrer Gaudenz war immer ein Ansatz zu weiteren Überlegungen bis hin zum Überprüfen des eigenen Tuns.

Jachen Ulrich Gaudenz wurde am 3. Januar 1897 im Pfarrhaus in Schlarigna als ältester von fünf Ge-

schwistern geboren. Sein Vater hatte die Stelle nur ein Jahr zuvor angetreten. An seine Jugendzeit erinnerte er sich gern, an die Spiele im Kreis der Kameraden, aber auch an einzelne der Dorfbewohner, die ihn in ihrer Originalität besonders beeindruckten. Lebensfreude, Schalk und ernsteste protestantische Sittenstrenge hielten sich im damals einer Grossfamilie gleichenden, sonnigen Dorf im Oberengadin die Waage. Der begabte Schüler trat nach einer unbeschwertenen Primarschulzeit 1911 in die dritte Klasse der Kantonsschule ein. Vier seiner vierzehn Mitmaturanden nahmen 1916 das Studium der Theologie in Angriff. Studien im Ausland kamen angesichts des Kriegsgeschehens nicht in Frage. So konnte Jachen Ulrich Gaudenz nach kürzester Studienzeit an den Universitäten von Zürich und Basel bereits im Jahr 1921 in Andeer in die Synode aufgenommen werden. Schon vorher hatte er, zunächst als Verweser, seine Arbeit in der Pfarrei Zerneß-Susch-Brail aufgenommen, um Pfarrer Clavuot entgegenzukommen, der nach Samedan berufen worden war. Er musste sich alles selbst erkämpfen, schreibt er, ohne vorher ein Vikariat absolviert zu haben, ohne einen älteren Kollegen, der ihm mit Rat zur Seite gestanden wäre. Die Kirchgemeinden nahmen den jungen Pfarrer gut auf und unterstützten ihn.

Bereits wenige Jahre nach Amtsantritt übernimmt er den Auftrag des Kolloquiums, das Neue Testament neu ins Engadinerromanische zu übertragen. Die Neuübertragung des Psalters, der zusammen mit dem Neuen Testament herausgegeben werden soll-

te, übertrug das Kolloquium Pfarrer Rudolf Filli. Das Interesse und die Freude an sprachlichen Phänomenen und die gründlichen Kenntnisse der alten Sprachen mögen mit ein Grund gewesen sein, dass Jachen Ulrich Gaudenz sich für die Übernahme dieser Aufgabe gewinnen liess. Entscheidend für ihn war sicher vor allem das Verantwortungsbewusstsein, das er gegenüber seiner Muttersprache empfand, die gleichzeitig auch Sprache der kirchlichen Unterweisung ist. Mit dieser Haltung stellt er sich in die lange Reihe jener Engadiner Pfarrherren, die seit der Reformation um die zeitgemässe Übertragung der biblischen Schriften ins Romanische besorgt sind und welchen religiöse und sprachliche Unterweisung im weitesten Sinn ein Herzensanliegen ist. Bereits 1932 kann das Werk erscheinen, das die orthographischen Normen des zwölf Jahre später herausgegebenen *Dicziunari tudaisch-rumantsch ladin* von R. R. Bezzola und R. O. Tönjachen berücksichtigt. Für die damalige Zeit ist der Schritt in Richtung auf eine gut verständliche, getragene, aber nicht hochgestochene Sprache beachtlich. Pfarrer Gaudenz leistete diese zusätzliche Arbeit, als sei dies eine selbstverständliche Pflichterfüllung.

Mit der gleichen bescheidenen Zurückhaltung, mit der gleichen zuverlässigen Präzision und mit klarem Urteil stellte er sich in der Folge für unzählige Korrekturen von Schulbüchern, Wörterbüchern, Grammatiken und literarischen Erzeugnissen zur Verfügung. Daneben fand er Zeit, wiederum zusammen mit Pfarrer Rudolf Filli, an der Herausgabe der gesamten

Bibel zu arbeiten. Die Arbeit am Werk, aber auch das vollendete Werk selbst, die *Soncha scrittüra*, bereiteten ihm viel Freude. Es erschien 1953 und erbrachte den Bearbeitern den verdienten Ehrendoktor.

Seine Arbeit für die Sprache brachte es mit sich, dass er einen engen Kontakt zur Lehrerschaft pflegte und dass er immer wieder zu Vorträgen eingeladen wurde. Er liebte es auch, sich ab und zu in der romanischen Presse oder im *Chalender ladin* zu sprachlichen Fragen zu äussern. Seine Meinung wurde beachtet und geschätzt.

Die vielfältige Gemeindegemeinschaft litt nicht unter den vielen zusätzlichen Aufgaben, auch wenn er selbstkritisch festhält, Schwierigkeiten hätten nicht gefehlt. Er fand Zeit, sich auch für die *Cumischium d'avuadia* (Vormundschaftbehörde) des Kreises Sur Tasna zur Verfügung zu stellen und fungierte während dreissig Jahren als deren Präsident. All dies wäre ihm wohl kaum möglich gewesen, hätte ihm nicht seine Frau, Chatrina Gaudenz-Filli, mit welcher er im Jahr 1925 den Bund der Ehe einging, hilfreich zur Seite gestanden. Auch kleine Dienste waren ihm nicht zu gering. Manch einen führte er als guter, strenger Lehrer in die Anfangsgründe des Lateins ein und ermöglichte so den Eltern, ihr Kind, das das Gymnasium besuchen wollte, doch noch ein oder zwei Jahre länger zuhause zur Schule gehen zu lassen. Im Sommer machte es ihm Freude, beim Mähen und beim Einbringen des Heus zu helfen und kräftig Hand anzulegen. Scherzend konnte er in späteren Jahren darauf Bezug nehmen und festhalten, dies sei

eben seine Art und die Art seiner Generation gewesen, Ferien zu machen.

Bewegung im Freien, das war ihm ein Ausgleich. Die Strecken Zernez–Susch und Zernez–Brail legte er im Sommer oft mit seinem soliden schwarzen Velo zurück, das er ab und zu sportlich mit einem Militärsprung bestieg. Im Winter kam er oft mit kräftigem Schwung mit den Skis. Er liebte es auch, im Sommer mit seinen drei Söhnen im Nationalpark Wanderungen zu unternehmen, und scheute sich nicht, den *spejel lung* mitzutragen, um das Wild besser beobachten zu können. Ohne Zweifel betrachtete er es als Privileg, noch als über Neunzigjähriger im Garten, in Gottes freier Natur arbeiten zu können.

Wenn man das letzte Bild zum Bild eines Menschen weitert, der das ihm anvertraute Feld bis ins hohe Alter getreulich und sorgsam bestellt, so fasst man die Persönlichkeit und das Wirken von Pfarrer Jachen Ulrich Gaudenz sicher treffend.

Beim Lesen dieser Worte des Gedenkens mögen die Leserinnen und Leser die hier gezeichneten Konturen aus ihrem Erleben heraus ergänzen. Wir werden dem Verstorbenen ein dankbares und ehrendes Gedenken bewahren.

Jachen Curdin Arquint

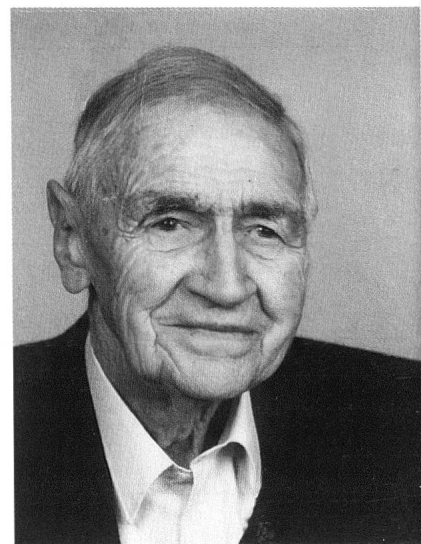
Alt Nationalrat Christian Bühler 1903–1997

Als sich im Spätherbst 1997 das Jahr seinem Ende zu-neigte, fand auch die Lebensbahn des Heinzenbergers Christian Bühler ihren Abschluss. Geboren am 24. März 1903 in Tschappina, starb er als einer der wohl ältesten Heinzenberger am 8. November in seinem fünfundneunzigsten Altersjahr. Doch nicht diesem ungewöhnlich hohen Alter, das seine Kraft und Ausdauer zum Ausdruck brachte, verdankte der Verstorbene seine grosse Popularität weit über seine engere Heimat hinaus. Denn weitherum galt er, der neben seinem Lehrerberuf sich der Landwirtschaft widmete, als politisch fortschrittlich denkender Volksheld, der in seiner stillen, aber markanten Art das Wesen unserer Bergbewohner verkörperte: kritisch in seinem Denken, bedächtig im Handeln und verlässlich in allem seinem Tun. Er repräsentierte den wahren Volksmann. Da er sich von Anfang an zur Demokratischen Partei bekannte, die zu jener Zeit, in den aufwühlenden Auseinandersetzungen, die nach dem Ersten Weltkrieg um die Zukunft der Landwirtschaft stattfanden, in seinen Augen am klarsten die bäuerlichen Interessen vertrat, wurde er zum unentwegten Anhänger und Förderer der jungen politischen Bewegung der Demokraten. Dank seinem aufgeschlossenen Wesen erwarb er sich früh die politischen Herzen der Heinzenberger Bevölkerung, die ihn neben dem älteren Ruben Lanicca förderte und im

Laufe der Jahre mit immer bedeutenderen politischen Ämtern bedachte. Früh wurde ihm von der Gemeinde Flerden das Präsidium anvertraut, und im Jahre 1938 wählte ihn die Landsgemeinde des Kreises Thusis als Grossrat. Dieses Amt versah er in der Folge, nachdem seine erwachsenen Söhne ihn in der Landwirtschaft entlasteten, erneut von 1955 weg, und von 1959 bis 1963 liess er sich auch noch das Kreisamt aufbürden, das seine Tage mit einer Fülle von Amtsgeschäften bedachte.

Doch inzwischen hatte sich sein Ruf in der Öffentlichkeit als bewährte politische Kraft, aber namentlich auch in den bäuerlichen Berufsorganisationen als Vorstandsmitglied des Bündner Bauernverbandes und des Schweizerischen Dachverbandes der Bauernschaft, so sehr verbreitet, dass die Demokratische Partei ihn im Jahre 1959 zusammen mit Regierungsrat Georg Brosi als Nachfolger der beiden ausscheidenden Andreas Gadiant und Georg Sprecher für die Wahl in den Nationalrat portierte. Beide Portierten wurden ehrenvoll gewählt, auch wenn der politische Gegner sie als «Nationalliga B» bespöttelte. Der Verstorbene gehörte der grossen eidgenössischen Kammer fortan während sieben Jahren an, ehe er seinen Platz freiwillig und vorzeitig räumte.

Diese Jahre der höchsten parlamentarischen Tätigkeit benützte Christian Bühler nicht dazu, sich im Licht des parlamentarischen



Ansehens zu spiegeln, sondern er fühlte in sich die Berufung, seiner Pflicht voll zu genügen. So wurde er zu einem der führenden Bauernpolitiker, die ihre Aufgabe nicht allein darin erblickten, die unmittelbaren ökonomischen Interessen der Bauernschaft zu verfechten, sondern die der beruflichen Schulung und Ausbildung der jungen Bauergeneration ihr höchstes Augenmerk schenken wollten. Denn um im Konkurrenzkampf bestehen zu können, muss der Bauer in seinen Jugendjahren das volle Rüstzeug für seinen schweren Beruf sich erwerben, muss über die volle Kenntnis aller Belange, die für die Landwirtschaft wichtig sind, verfügen und sich als fähig für eine ständige Weiterbildung erweisen. Die Erwachsenenbildung hatte ihn schon immer beschäftigt, und in seiner Charge als eidgenössischer Parlamentarier blieb er dieser seiner ursprünglichen Ansicht treu. Zur Hauptsache galt jedoch seine Stimme als praktizierender Landwirt den Fragen der Besserstellung der Landwirtschaft, und als einer der Frühesten verfocht Bühler die Forderung, dass die ungünstige Stellung der Berg-

landwirtschaft durch Prämien (=Direktzahlungen) auszugleichen sei.

Überall achtete und schätzte man, in Bern und in seiner Heimat, diese Stimme des kundigen Mannes, der sein verantwortliches parlamentarisches Amt in den Rei-

hen des Rates und in den Gremien der Bauernsamen mit Ruhe und Gewissenhaftigkeit versah. Als sich die Tage des Alters einstellten, durfte er in der Gewissheit, seinem Land und seinem Volk alles gegeben zu haben, wessen er pflichtig und fähig gewesen war, in das hin-

tere Glied zurücktreten, und in der Stunde seines Scheidens empfing er den stillen Dank für all sein Tun aus dem Herzen seines Volkes.

Peter Metz sen.

Jörg Sprecher von Bernegg 1907–1997

Am 22. Dezember 1997 starb im Churer Kantonsspital in seinem 91. Altersjahr Jörg Sprecher v. Bernegg aus Jenins, geboren am 12. März 1907, Bürger von Davos, Küblis und Maienfeld und Ehrenbürger von Jenins. Er war Doktor der Rechte, Instruktionsoffizier der Artillerie, Divisionär und Kommandant der 12. Division. Das Bündner Jahrbuch möchte seinen Lesern Leben und Charakter dieses Bündner Offiziers in Erinnerung rufen.

Jörg v. Sprecher war der Sohn von Hektor v. Sprecher aus Maienfeld und Elisabeth Pestalozzi aus Zürich. Der Vater hatte seine Studien in Basel und an mehreren deutschen Hochschulen als Doktor der Staatswissenschaften abgeschlossen und betätigte sich später unter anderem in Zürich als Sekretär des heutigen *Vorort* und im Versicherungsgewerbe. Seine hinterlassenen Schriften zeugen von einem vielseitigen Geist, der sich ausser politischen Tagesfragen gerne auch historischen und geographischen Gegenständen zuwandte. Seine Feder war gewandt, und seine An-

schauungen waren das, was man damals wohl konservativ nannte, und streng protestantisch. Zu seinen Neigungen gehörte auch das Wandern; als Student soll er einmal für die Semesterferien von Göttingen bis heim nach Maienfeld marschiert sein. Für seinen Ruhestand zog er sich 1918 nach Chur zurück, wo Jörg die Volksschule und das Gymnasium besuchte. Jörg hatte zwei ältere Brüder, Jann und Fluri, und eine jüngere Schwester Dorothea, die ihm alle im Tod vorangegangen sind. Der Bruder Jann war Jurist und Schriftleiter der Schweizer Monatshefte; Fluri starb als Student. Dorothea betrieb den Weinbau in Jenins und kam in jungen Jahren an einem Novembertag des Jahres 1941 als Bergsteigerin am Falknis ums Leben.

Nach Abschluss des Gymnasiums bezog Jörg v. Sprecher 1927 als Student der Rechtswissenschaft die Universität Bern. Nach zwei Jahren wechselte er nach München, dann ins ferne Königsberg, hierauf nach Bonn und schliesslich 1931 nach Basel. Mit diesen Städ-



ten und Hochschulen verbanden ihn zeitlebens viele Erinnerungen und persönliche Freundschaften, die er nach Möglichkeit auch später pflegte. In Basel doktorierte er 1934 mit einer Dissertation aus dem Gebiet des Militärstrafrechts, und als Mitglied einer schlagenden Studentenverbindung trat er damals auch auf dem Fechtboden an.

Nach Abschluss der Studien wandte sich Sprecher mit Begeisterung der militärischen Laufbahn zu und leistete bis 1936 Dienst als Oberleutnant der Gebirgsartillerie in Rekruten- und Offiziersschulen und verschiedenen Spezialkursen.

Als Hauptmann und Batteriekommandant trat er 1937 in den Instruktionsdienst ein, der ihn in den folgenden Jahren vor allem in die Westschweiz, das Wallis und das Tessin führte. Nachdem er 1939 die Mobilmachung noch als Kommandant einer Walliser Batterie mitgemacht hatte, wurde er 1940 als Generalstabsoffizier in den Stab des 4. Armeekorps versetzt.

Kurz zuvor hatte er sich mit Marie Rose Bridel verheiratet, der Tochter des Oberstdivisionärs Gustav Bridel, Waffenchef der Artillerie. Das Paar nahm bald seinen Wohnsitz in Jenins im unteren Sprecherhaus, welches Hektor v. Sprecher samt dem zugehörigen Grundbesitz von einer entfernten Verwandten erworben hatte, selber aber nicht mehr bewohnte. Hier wohnte Jörg v. Sprecher ohne Unterbruch bis zu seinem Tode.

Während der Kriegsjahre leistete Sprecher Aktivdienst im Stab des 4. Armeekorps und der Gebirgsbrigade 12 und ab 1943 als Kommandant der Bündner Artillerie-Abteilung 6. Nebenher liefen Instruktionsdienste vor allem in Frauenfeld, Bière, St. Maurice, Airolo und auf dem Monte Ceneri. Mit 43 Jahren übernahm Sprecher als Oberstleutnant das Kommando des Festungs-Artillerieregiments 23 am Gotthard, und ein Jahr später wurde er Oberst und Stabschef der 8. Division. Als Instruktionsoffizier leitete er 1946 bis 1951 die Unteroffiziers- und Rekrutenschulen der Artillerie in Frauenfeld und Bière und von 1954 an die Offiziersschulen in Bière. Von 1954 an kommandierte er das Schwere Kanonen-Regiment 15 und 1957 das Innerschweizer Infanterie-Regiment 29.

Anfangs 1958 übernahm er als Oberstbrigadier das Kommando der Festungs-Brigade 13, der Festung Sargans. Drei Jahre später wurde er zum Kommandanten der Gebirgsbrigade 12 ernannt, und damit kehrte er zu der Mannschaft und in den Landesteil zurück, mit denen er sich als Bündner am engsten verbunden fühlte. Infolge der neuen Heeresordnung von 1962 wurde die Brigade zur Division, und er führte sie fortan als Divisionär bis zu seiner Entlassung aus dem aktiven Dienst auf Ende 1969.

Als tüchtiger militärischer Lehrer und Erzieher war Sprecher anerkannt. Zum Lehrer auf allen Kommandostufen befähigten ihn seine breite Bildung und sein klarer Verstand, die ihm erlaubten, gründlich zu denken und zu arbeiten und in Schrift und Rede das Wesentliche kurz zu fassen und das Unwesentliche wegzulassen. Als Erzieher wirkte er durch sein Vorbild, sein sicheres und ruhiges Auftreten und seine genaue, zuverlässige Arbeitsweise. Seine Anforderungen an die unterstellten Kommandanten und Stabsoffiziere galten als hoch, aber innerhalb des gegebenen Auftrages liess er sie selbständig arbeiten. Immer beeindruckte er seine Umgebung durch seine ausserordentliche geistige und körperliche Leistungsfähigkeit und Ausdauer. Bisweilen galt er als verschlossen und distanziert, anscheinend besonders unter den welschen Truppen. Sein Auftrag brachte es mit sich, dass er immer wieder über den Gebirgskrieg nachdachte. Im Jahr 1963 hielt er vor Offizieren über diesen viel behandelten Gegenstand einen Vortrag, den er niederschrieb. Der

Text ist einfach, klar und sachlich und enthält wohl alles Wesentliche, was man dazu sagen kann. Sprecher war auch Präsident der vom eidgenössischen Militärdepartement eingesetzten Gebirgskommission.

Seine Leistungsfähigkeit im Marschieren, Bergsteigen und Reiten war erstaunlich. Noch als Kommandant der Offiziersschulen marschierte er beim üblichen Marsch über hundert Kilometer mit, und zwar in umgekehrter Richtung, so dass er unterwegs die Offizierschüler begegnete und beobachten konnte. In jüngeren Jahren soll er mit seinem Dienstpferd in einem Zug von Frauenfeld bis heim nach Jenins geritten sein. Als Artillerist hatte er in jüngeren Jahren viel geritten und Reitausbildung betrieben, und Pferde und Reiten bedeuteten ihm viel. Bis in sein fortgeschrittenes Alter unternahm er fast jährlich anspruchsvolle Skitouren im Ortler-, Ötztaler-, Silvretta- und andern Hochgebirgen, und im Sommer benützte er seine Aufenthalte im Sertig und in Schuls zu weiten Bergwanderungen.

Trotz den Anforderungen des Dienstes fand er Zeit für öffentliche Aufgaben in der Gemeinde und im Kanton. In der Gemeinde Jenins war er während vieler Jahre Mitglied und Präsident des Schulrats, des Kirchenrats und der Baukommission. Während zwanzig Jahren leitete er die kantonale Natur- und Heimatschutzkommission, und er setzte sich für verschiedene Stiftungen zum Schutz des Bündner Kulturgutes ein, darunter die Stiftungen *Pro Ardez*, *Pro Kloster St. Johann im Münstertal*, *Pro Splügen* und *Schloss Haldenstein* sowie eine Stiftung für Schloss und

Region Tarasp. Er war auch Mitglied des Verwaltungsrats des «Bündner Tagblattes», mit dem die Familie seit vielen Jahren politisch und finanziell verbunden war; dieses Amt legte er 1978 nieder, als das «Tagblatt» auf neue Grundlage gestellt und politisch neu ausgerichtet wurde. Diese Pflichten erfüllte Sprecher, gleich wie die dienstlichen, immer gründlich, zuverlässig, pünktlich und mit grosser Verschwiegenheit.

Das grosse und stattliche Hauswesen in Jenins gab dem Verstorbenen viel zu tun. Als er es übernahm, mag der Zustand etwas veraltet gewesen sein. Seither liess er immer wieder bedeutende und ziemlich kostspielige Bauarbeiten vornehmen, um das Haus den Bedürfnissen seiner wachsenden Familie und seines Betriebes anzupassen. Gebäude, Gärten, Weinberge, Wiesen, Torkel, Keller, Stall und Wald und was sonst zum Haus gehörte – alles wurde gepflegt und verbessert. Der Betrieb kelterte von jeher seinen eigenen Wein und brannte seinen eigenen Trester, beide in anerkannter Qualität, wobei der Hausherr im Urlaub mit Hand anlegte.

Sprecher hatte eine besondere Bindung zu Davos, wo seine Vorväter gelebt hatten und er selber immer noch Bürger war. In den sechziger Jahren kaufte er zusammen mit seinen Vettern ein landwirtschaftliches Anwesen im hinteren Sertigtal in der Landschaft Davos, bestehend aus einem Bauernhaus mit Stall, Wiesen, Wald und Alpnutzung. In den folgenden Jahren bemühte er sich, das Haus für seine eigene und andere Familien wohnlich einzurichten und die kleine Landwirtschaft zu fördern.

Jedes Jahr siedelte er nun mehrmals für kürzere oder längere Zeit ins Sertig über, durchwanderte die Bergwelt und freute sich an der Abgeschiedenheit und am Zusammenleben mit den einheimischen Bauern.

Sprechers häusliche Verhältnisse in Jenins waren glücklich dank einer tatkräftigen Gattin und fünf Töchtern, die sein Haus und seinen Alltag belebten, den patriarchalischen Hausgeist auflockerten und ihn in seinen alten und kranken Tagen ermunterten. Die Töchter zogen mit den Jahren weg, und drei sind heute im Ausland verheiratet; alle kehrten aber jedes Jahr mehrmals nach Jenins zurück. Eine Tochter liess sich wieder in Jenins nieder und übernahm von ihm den Weinbau. Obwohl Sprecher als verschlossen galt, führte das Ehepaar ein gastfreies Haus, und er liebte Gäste und häusliche Geselligkeit, gerade auch in seinen letzten Jahren, als ihm die Teilnahme an auswärtigen Gesellschaften beschwerlich wurde. Seinen Besuchern begegnete er mit der vollkommenen natürlichen Höflichkeit, die seinen zivilen Umgang prägte. Er war zeitlebens ein unermüdlicher Leser, und man fand ihn zuhause nie untätig, sondern immer arbeitend, schreibend, ordnend oder in ein Buch vertieft. Er las Geschichte, Lebensbeschreibungen, Romane und vieles andere, vorausgesetzt dass es deutsch und weder französisch noch englisch geschrieben war. Obwohl ihm das Französische vollständig geläufig war, schien er es ungern zu sprechen, und ich erinnere mich nicht, je ein französisches Buch in seiner Hand gesehen zu haben. Zur englischen und amerikani-

schen Welt hatte er keine Beziehung. Er schrieb beharrlich die alte deutsche Handschrift, die bekanntlich längst ausser Übung gekommen und in seinen Schriftzügen auch für Kundige kaum zu entziffern war – eine seiner persönlichen Eigenheiten, die man ihm gerne zugestand.

Anton v. Sprecher

Dr. jur. Nicolo Biert 1906–1997

In Davos, der Stätte seiner Geburt und seiner goldenen Jugendjahre, wurde Nicolo Biert am 6. Dezember 1997 gemäss seinem Wunsche zu seiner letzten Ruhe gebettet. Obwohl Beruf und Lebensumstände den Verstorbenen längst den Gefilden seiner Jugend entrissen hatten, blieb er zeitlebens mit dieser seiner ersten Heimat innerlich zutiefst verbunden. Auf dem dortigen idyllischen Waldfriedhof, geborgen im Schatten der Lärchen und umringt von den kantigen Bergen der Davoser Landschaft, wollte er seinen ewigen Schlaf bestehen. Er selbst war zeitlebens ein von allem Besinnlichen und Schönen tief erfüllter Mensch. Musik und das Wort der hohen Dichtung bedeuteten ihm alles, und so sehr ihm bestimmt war, sein Leben im Fron eines harten, streitbaren Berufes zu bestehen, liebte er nichts so sehr wie den Umgang mit den Musen. Kontakte mit den Kräften der Literatur und vor allem der Geschichtswissenschaft beglückten ihn, und allen literarischen Äusserungen seiner Zeit schenkte er grösste Aufmerksamkeit. Aber vor allem war es die Musik, welche ihm die schönsten Lebensstunden beschied. In der Zürcher Tonhalle blieb er fast bis zum Ende seiner Tage kaum je einem Konzert fern. Die ihm Gleichgesinnten kannten dort seinen ihm gehörigen Stammplatz in der fünften Reihe, und im Schwinden seiner Aktivitäten und seiner Sehkraft vermittelte ihm noch seine reiche

Schallplattensammlung die letzten Freuden seines Daseins.

Innere Anlagen bestimmten den Verstorbenen beruflich früh zum Journalismus. Lebendigen Geistes, aufgeschlossen für alle Erscheinungen seiner Zeit, erfüllt von der Liebe zu seiner Heimat und bereit, ihr seine besten Kräfte zu leihen, sah er sich von früh an dazu bewegt, als scharfer Beobachter zu allen Zeiterscheinungen sich zu äussern. Wir besitzen von ihm Zeugnisse seiner journalistischen Beflissenheit schon aus den Tagen seiner Mittelschulzeit, als er die Churer Kantonsschule besuchte und über alles, was die Tage ihm darbrachten, seinem Blatt, der *Davoser Zeitung*, berichtete. Schon damals verfügte er über einen bemerkenswert guten Stil. Obwohl seiner Abstammung nach romanischer Zunge, der er sich nie entfremdete, beherrschte er die deutsche Sprache vollkommen, und bei allen seinen schriftlichen Äusserungen, die seine Leser in reichem Mass von ihm empfangen durften, war der Wohlklang seines hergebrachten ladinischen Idioms in seiner deutschsprachigen Diktion leise und zart spürbar.

Da der Journalist, will er seiner Zeit das geben, wessen sie bedarf, einen guten Schulsack, ein volles Mass an Bildung benötigt, absolvierte Biert das Jusstudium, das er an den Universitäten Basel, München und Bern mit der Krönung des Doktorates abschloss. Zu Bern war es der grosse Gelehrte und Pa-

triot Prof. Walter Burckhardt, der ihn führte und tief beeindruckte. Seine Dissertation mit dem Thema *Die Prüfung der Verfassungsmässigkeit der Gesetze durch den Richter*, entsprach ganz dem Interessensbereich Burckhardts. Das juristische Ethos seines Lehrers, dessen staatsmännische Gesinnung und Heimattreue erfüllten ihn zeitlebens ganz und bestärkten ihn in seiner frühen Entscheidung, auf dem Wege des Journalismus als Mahner und Wegweiser seinem Land zu dienen.

Eine frühe Berufung an die *Neue Zürcher Zeitung*, anno 1933, bot ihm hiefür die beste Möglichkeit. Die Inlandredaktion dieses national und international in höchstem Ansehen stehenden Blattes durfte Biert denn auch während fast vierzig Jahren versehen. Wir besitzen, zusammengestellt von den einstigen Sekretärinnen des Verstorbenen, eine grosse Fülle von Arbeiten, die Nicolo Biert in seinem Blatt veröffentlichte, Leitartikel, Berichterstattungen, Buchrezensionen, Nekrologe, alle sprühend von Geist und Zeugnisse einer hohen sprachlichen Kultur. Doch wäre es falsch, wenn uns der Verstorbene in erster Linie als glänzender Stilist in Erinnerung bliebe. Was ihn vielmehr besonders auszeichnete, waren sein unbestechlich klares Urteil und seine unbeeinflussbar mutige Haltung zu allen drängenden Landesfragen.

Ursprünglich, zu Beginn seiner Tätigkeit, besass der kernige Bündner die Aufgabe, dem Wirken der damaligen sogenannten Erneuerungsbewegungen, namentlich der Nationalen Front und ihrer Affilierten, weiter aber auch den eben-



so gefährlichen antidemokratischen linken Kräften seine volle Aufmerksamkeit zu schenken, deren Wirken anschliessend in der Nazizeit und noch mehr in der Kriegszeit seit 1939 als ernste Bedrohung der schweizerischen Demokratie in Erscheinung trat. Wie Biert es verstand, in allen diesen gefährlichen Jahren die Abwehr gegen die Heimtücken des Antidemokratischen journalistisch zu bewältigen, bildete allein schon ein Glanzstück. Doch wollte er nicht einfach glänzen, sondern die ihm gestellte Aufgabe verstand er als unausweichliche Landespflicht. Die Erhaltung der Freiheit seiner Heimat, die Abwehr gegen alles Demokratiefeindliche, gegen Pressionen, gegen eine Entmutigung und Kleingläubigkeit, erkannte er als seine nationale Pflicht, und er hat diese wahrhaft meisterlich erfüllt. Und vor allem mutig. Denn schon in den dreissiger Jahren, aber namentlich nach Kriegsausbruch mussten die Redaktoren der führenden liberalen Zeitungen für ihren Einsatz geradezu um ihr Leben bangen. Sie waren sich dessen bewusst, dass sie bei einem Überfall auf unser

Land ihren Kampf für die Heimat als erste mit dem Leben zu bezahlen hätten. Wir wissen, dass in jenen schwarzen Tagen in der Redaktion der Neuen Zürcher Zeitung scharf geladene Waffen vorhanden waren, die den bedrohten Journalisten die Möglichkeit bieten sollten, sich bei einem Überfall zur Wehr zu setzen oder sich durch den Freitod einer gnadenlosen Ermordung zu entziehen. Jahre danach erzählte man sich stolz schmunzelnd, unser Nicolo Biert, dank seiner Offiziersausbildung waffenkundig, habe damals einem seiner Kollegen den Waffengebrauch erklärt, da dieser selbst einer Waffenausbildung ermangelte.

Ja, es waren gefährliche Zeiten, die damals zu bestehen waren. Doch Biert, mutig und patriotisch, wie es seine Art war, überstand sie nicht nur, sondern besass die Kraft, in seiner Redaktionsarbeit immer von neuem seiner Leserschaft die unerlässliche Richtungsweisung zu vermitteln. Er kannte sich in allen Fragen, die das Land betrafen, mit letzter Gründlichkeit aus und blieb zeitlebens erfüllt vom politischen Ethos, gestützt auf welches unsere Heimat eh und je die Kraft besass, sich auch in den wirrsten Zeiten zu behaupten. Was er in diesen Jahren in der Abwehr defaitistischer, antinationaler Äusserungen und Machenschaften leistete, darf nie vergessen werden.

Auch wie er sich bemühte, nach der Überwindung des Bösen unsere Armeeführung, unsere Landesbehörde und unsere führenden Kräfte gegen die rasch aufkommende Welle der Kritik zu verteidigen, wie er zwar nichts verbrämte und verniedlichte, aber immer wieder auf die Gegebenheiten

der Zwangsjahre hinwies, die die offizielle Haltung der Verantwortlichen weitgehend bestimmten, bildete eine Tat. Unser Land stand ja in jenen düsteren Jahren wahrhaftig am Rande des Abgrundes, jede Unbedachtheit, jedes falsche Wirken konnte unser Land der Gefahr eines Angriffes aussetzen. Heute, ein halbes Jahrhundert darnach, ist es leicht, an der Haltung der damaligen Behörden Kritik zu üben. Doch mussten sie in allem ihrem Wirken bedenken, dass der grössenwahnsinnige Führer Nazideutschlands in seiner Vermessenheit von heute auf morgen einen Angriffsbefehl gegen unser Land zu erteilen imstande sei, da er ja die Schweiz von Grund auf hasste. Vergessen wir in allen bemühen den Auseinandersetzungen von heute über das behauptete teilweise Versagen unseres Landes in den kritischen Kriegsjahren nicht, dass in den Jahren 1939–1945 in Berlin ein Funke genügte, das Grässliche auszulösen. Wir besitzen den Tagebucheintrag des der Schweiz übel gesinnten Goebbels, der nach einer Unterredung mit dem Führer unter dem 18. Dezember 1941 über dessen Haltung folgendes notierte: «Die Schweiz sei überhaupt kein Staat mehr, sondern eine Portiervereinigung. Der Führer ist auch der Meinung, dass die Schweiz diesen Krieg als souveräner Staat nicht überleben wird. Irgendwann sind wir doch gezwungen, hier zu handeln, und ich bin überzeugt, dass, wenn die Stunde einmal gekommen ist, die Schweiz in kürzester Zeit zusammenbrechen wird.»

Diese Haltung Hitlers war damals in einer Grauzone allgemein bekannt. Sie musste berücksichtigt

und durfte nicht durch ein unvorsichtiges Vorgrätschen provoziert werden. Indem Biert in diesen Jahren der Bedrängnis tagaus, tagein darauf bedacht war, gegen jede falsche Schwäche, Mutlosigkeit und Desorientierung zu kämpfen, wurde er zu einer der wichtigsten nationalen Widerstandskräfte. Das Kunststück, sich einerseits der Pressezensur, wenn auch zähneknirschend, zu unterziehen, andererseits jedoch seinen Lesern Mut zuzusprechen und den gleichgeschalteten Abweichlern mit scharfer Feder heimzuzahlen, beherrschte Biert vollkommen. Hierin zeigte er eine wahrhaft staatsmännische Haltung, die für Land und Volk ungemein wertvoll war und die wir heute leider oft vermissen.

Es waren aber natürlich nicht nur diese Gebiete seines gewissermassen patriotischen journalistischen Wirkens, die uns den Abschied vom grossen Mahner Biert schwer machen, denn innenpolitisch verfügte er auch in den übrigen Landesfragen, dem Umweltschutz etwa, dem Ausbau der Wasserkräfte, der Sprachpolitik usw. über ein ungemein klares Urteil. Für uns Bündner war besonders wichtig, dass er beim Ausbau der Wasserkräfte unseren Behörden wegweisend zur Verfügung stand und auch im Kampf gegen eine Überflutung des Hinterrheintales in gleicher Weise focht wie andererseits bei der falschen Abwehr von notwendigen Eingriffen in die Natur. Wie bei allem staatlichen und politischen Tun ist es immer und überall der gerechte Ausgleich der Interessen, welcher herrschen muss, jedes Extrem führt zum Schaden.

Wie wertvoll für seine Zeit war diese einstige Führerschaft des grossen Könners bei der Beurteilung der drängenden Landesfragen. Wir müssen uns begnügen mit dem, was er uns an staatsmännischen Äusserungen hinterlassen hat. Denn nachdem die Zeit seiner redaktionellen Tätigkeit abgeschlossen war, griff er nie mehr zur Feder. Sein Empfinden, alles gesagt zu haben, wozu er einst verpflichtet und gezwungen war und dass es damit genug sei, band ihn in seine Zurückgezogenheit. Sein journalistisches Wirken war abgeschlossen, jetzt durfte er als stiller Philosoph seine älteren Tage in Ungebundenheit bestehen und das Ackerfeld andern überlassen. Dafür fand er jetzt die nötige Muse, sich seinen Kindern, seinen Angehörigen und Freunden in vollem Mass widmen zu können. Seine Familie bedeutete ihm alles, und allen seinen Freunden liess er mit seinem Wissen und seinem Humor die besten Gaben seines Lebens zukommen. So ging er dahin, dieser treue und kritische Wächter, und durfte sich der rätschen Erde anvertrauen, der er entscheidend die Kraft seines Daseins verdankte.

Peter Metz sen.

Walter Brunner

1955–1997

Gastgeber aus Leidenschaft

Mit Walter Brunner hat die Schweizer Hotellerie einen ihrer richtungsweisenden und profiliertesten Hoteliers verloren. Walter Brunner ist am 31. Dezember 1997 seiner schweren Krankheit erlegen. Die Monate davor warteten seine Frau Sandra Brunner-Decurtins mit den Kindern Carmen, Roman und Ursina, seine nahen Verwandten, Freunde und Belegschaft seines Unternehmens sehnlichst auf eine Besserung seines Zustands. Leider vergeblich, obwohl er mit allem Lebenswillen und mit der Fürsorge aller, die ihn umgaben, gegen die Krankheit gekämpft hatte.

Walter Brunner wäre einige Wochen später 43 Jahre alt geworden. Dies und die Tatsache, meinen hochgeschätzten Nachfolger und Freund verloren zu haben, der aus seiner jungen Familie und aus der Verwirklichung seiner Ziele herausgerissen wurde, macht es so schmerzlich, auf sein Leben zurückblicken zu müssen und ihn nur noch in der Erinnerung würdigen zu können.

Nach einer glücklichen Kindheit und Schulzeit auf dem Bauernhof «Gut Dusch» in Paspels absolvierte Walter Brunner eine kaufmännische Lehre in Zürich. Durch seine nebenberuflichen Serviceaushilfen in verschiedenen Zürcher Gastronomiebetrieben erweckte sein Interesse für das Gastgewerbe. Während eines einjähri-

gen Aufenthalts in Kanada als Koch reifte schliesslich sein Entschluss, ins Hotelfach einzusteigen. Walter Brunner besuchte die Hotelfachschule Belvoir Park in Zürich. Mit dieser Ausbildung begann die Verwirklichung seines «Bubentraumes», zu dem übrigens auch gehörte, einmal Patron des Churer «Stern» zu werden.

Bereits als 26jähriger (1981) übernahm er seinen ersten Hotelbetrieb in Savognin. Mit dieser Aufgabe bewies er, dass er es verstand, mit Engagement und Inspiration Mitarbeiter und Belegschaft für ein gemeinsames Ziel zu motivieren. Eine Fähigkeit, die ihn als idealen Unternehmer auszeichnete. Von 1986 bis 1991 leitete er ebenfalls mit grossem Erfolg das Hotel Crap Ner in Flims, wo er seine spätere Frau Sandra (ausgebildete Lehrerin und Radiojournalistin) in die Réception einarbeitete. Am 31. Dezember 1987 vermählten sich Walter Brunner und Sandra Decurtins aus Tinizong.

Mit Walter Brunner war ich kollegial und freundschaftlich seit vielen Jahren verbunden. Mir imponierten seine kritischen Diskussionsbeiträge an den monatlichen Meetings der Vereinigung diplomierter Hoteliers «Grischun» des SHV. Auch als engagierter Hotelier und Touristiker genoss Walter Brunner meine vorbehaltlose Wertschätzung. Als ich mich ab 1990/91 nach einem Nachfolger für das



Romantik Hotel Stern umsaß, waren unter den verschiedenen Bewerbern unsere eigentlichen Wunschnachfolger Walter und Sandra Brunner-Decurtins. Im Mai 1991 hatte sich Walter Brunners Bubentraum erfüllt: meine Frau und ich durften dem hoffnungsvollen jungen Besitzer-Paar die Schlüssel unseres geschichtsträchtigen Unternehmens übergeben.

Mit Fachkompetenz und beeindruckendem Gespür für das Wesentliche hat Walter Brunner das Steuer in die Hand genommen. Bei aller Kreativität und innovativem Geist war er darauf bedacht, bewährte traditionelle Werte und Ererungenschaften zu stärken und zu erhalten. Als qualitätsbewusster Hotelier verfolgte er das klare Ziel, das Renommée seines Unternehmens weiter auszubauen. Walter Brunner hat dieses Ziel erreicht. Der «Stern zu Chur», wo Walter Brunner und seine Mitarbeiter weiterhin die Philosophie der Romantik Hotel-Gruppe gelebt haben, rangiert unter den besten 3-Sterne-Hotels der Schweiz. Als Gastgeber, dem Kundennähe und gastorientiertes Denken ein beson-

deres Anliegen waren, durfte er 1994 die für einen Hotelier schönste Auszeichnung entgegennehmen, den «Sesam der Gastlichkeit».

Zwischenmenschliche Kommunikation durch Dialog und Information auf allen Stufen war ein wesentliches Merkmal seines Führungsprinzips. Wie allen, die ihm nahe standen, bekannt ist, hatte Walter Brunner auch ein offenes Ohr und Herz für die Anliegen, Sorgen und Nöte seiner Mitarbeiter. Genauso wie ihm an der fortlaufenden Aus- und Weiterbildung seiner Mit-Gastgeber lag, um die hochgesteckten Qualitätsstandards, denen er sich verschrieben hatte, zu etablieren und zu verfeinern.

Es gehörte zu seinem Selbstverständnis, sich in Fachgremien zu engagieren. Walter Brunner war Vize-Präsident von «Chur Tourismus», Präsident des Churer Hotelierversins, Vorstandsmitglied des Bündner Hotelierversins und Vize-Präsident der Schweizer Romantik-Gruppe sowie Stiftungsrat der Gastronomiefachschule Thun und Mitglied des Prüfungsausschusses des KV Chur. Er verstand es dabei, seine Sicht der Dinge eloquent zu vertreten und sich den Respekt als kritischer und positiver Impulsvermittler zu verschaffen. Als Vertreter einer ganzheitlichen Unternehmenskultur, legte er zudem mit seinen Erfolgen immer wieder Zeugnis für die Richtigkeit seiner Strategien ab. Er war überzeugt davon, dass dem Bündner wie auch dem Schweizer Tourismus am besten gedient ist, wenn man die lokalen, regionalen und überregionalen Interessen differenziert wahrnimmt und sie miteinander verbindet. Er war eine

treibende Kraft für die Erneuerung der touristischen Konzepte von Chur und stand auch dafür ein, dass sich unsere Stadt mit ihrem touristischen Potential innerhalb Graubündens klar positioniert.

Die Tatsache, dass Walter Brunner sowohl Bewahrer wie auch Erneuerer war, Opinion Leader und Trendsetter, liess ihn schon bald zu einem gefragten Gesprächspartner für ratsuchende Hoteliers und Touristiker werden. Er selbst suchte qualifizierten Rat und prüfte verschiedenste Konzepte, bevor er grosse Entscheidungen traf. So schaute sich Walter Brunner zuerst im Inland, im benachbarten Ausland und in Übersee um, bevor er die Planung der neuen Restaurants «Controversa» und «Calanda» aufnahm und mit ihrer Realisierung in der Churer Gastronomie neue Akzente setzte.

Mit seinem Weitblick und Tatendrang hat Walter Brunner sowohl das Gastgewerbe als auch den Tourismus in Chur nachhaltig geprägt. Als verantwortungsbewusster Unternehmer hat er rechtzeitig die Weichen gestellt für die existentielle Sicherheit seiner Familie, seiner Mitarbeiter und seiner Unternehmung.

Frau Sandra Brunner vermittelt im Lebenslauf Walter Brunners einige Worte, die ihr Mann von seinem Krankenbett aus weitergab. Heute sind sie ein Vermächtnis des Verstorbenen. Ich will sie dem geneigten Leser nicht vorenthalten: *«Seid offen für Neues, offen dem Leben gegenüber und genießt bewusst jede einzelne Minute. Verschiebt nichts auf morgen – Pläne in Taten umsetzen und sich Zeit für Schönes nehmen. Verfolgt die gesetzten Ziele und seid*

ehrlich zueinander. Und wenn das Schicksal auch einmal bei Euch einschlagen sollte, versucht, auch dieses zu akzeptieren.»

In bewundernswerter Art hat Frau Sandra Brunner inzwischen die oberste Leitung der drei Betriebe und des Weinbaumuseums übernommen. Zusammen mit dem neuen Gastgeber Werner Vetterli und ihrem Team hat sie im Mai 1998 das Hotel Stern erfolgreich ins 8. Betriebsjahr der Aera Brunner hineingeführt. Walter Brunners Augen würden leuchten. Ich wünsche Frau Sandra Brunner im Spannungsfeld ihrer familiären und unternehmerischen Aufgaben die psychische und physische Kraft, das Lebenswerk ihres Mannes erfolgreich in die Zukunft zu führen.

Emil Pfister

Emil Schmid-Boner 1902–1998

Am 14. Februar 1998 wurde in Flims alt Standespräsident Emil Schmid zu Grabe getragen. Das grosse Geleit auf seinem letzten Weg war ein Beweis der Wertschätzung, deren sich der Verstorbene in weiten Kreisen erfreut hat.

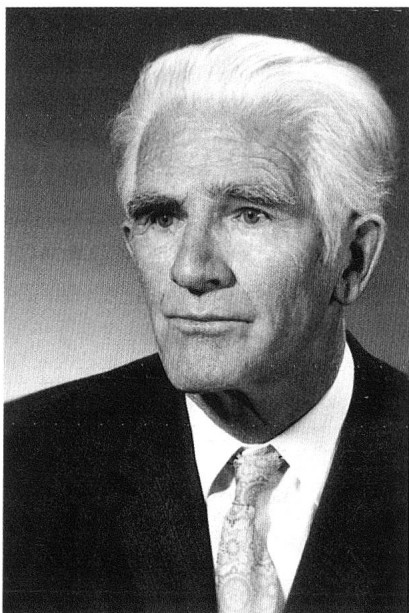
Emil Schmid wurde am 26. April 1902 in Flims geboren, wo er auch seine Jugend- und Schulzeit verbrachte. Das Unterrichtspensum durchmassen er und sein Altersgenosse Casper Veraguth im Sturmschritt und mit grossem Vorsprung.

Als 15-jährige hatten sie es schon hinter sich gebracht. Lehrer Christian Danuser ermunterte die aufgeweckten Jünglinge zu weiterem Schulbesuch. Der Bezug des Gymnasiums und das Studium der Zahnmedizin blieben für Emil Schmid ein Wunschtraum. Dafür ist er ins kantonale Lehrerseminar in Chur eingetreten.

Die erste Stelle übernahm er 1921 in Castrisch – gerade 19 Jahre alt! Er musste einen Schnauzwachsen lassen, um sich beim Auftritt der Schule von den Burschen der Oberstufe zu unterscheiden. Später zog es ihn weiter in die Bündner Herrschaft. In Malans hat er sein zweites Wirkungsfeld gefunden. Im altbekannten Gasthaus «Krone» begegnete er Alma Boner. Die *filia hospitalis* wurde seine Lebensgefährtin. Während 65 Jahren war sie die treue, hingebungsvolle Hüterin des heimischen Herdes. Obwohl Emil Schmid in Malans Wurzeln geschlagen hatte, folgte er

1933 einem Ruf als Lehrer in seine Heimatgemeinde Flims.

Die meisten Bündner Gemeinden kannten damals noch die Halbjahresschule. Die überwiegend bäuerliche Bevölkerung war auf die Mithilfe der Kinder im Sommerhalbjahr angewiesen. Damit ein Lehrer seine Familie durchbringen konnte, musste er sich im Sommer nach einer Nebenbe-



schäftigung umsehen. Nicht alle hatten Gelegenheit, in einer eigenen Landwirtschaft Hand anzulegen. Vielfältige Möglichkeiten bot der Tourismus. Bündner Lehrer konnten sogar als Hilfsmatrosen auf Schweizer Seen angetroffen werden. Emil Schmid ist im Sommer mit Kind und Kegel ins Hochtal von Bargis gezogen. Er führte mit seiner Gattin während mancher Jahre das dortige Berghaus.

Damals wurde vom Lehrer nicht nur der Einsatz in der Schul-

stube erwartet. Stillschweigend sah die Gemeinde in ihrem Lehrer den berufenen Mann, zusätzliche Aufgaben zu übernehmen. So dienten viele Lehrer der Gemeinde auch noch in öffentlichen Ämtern oder liessen sich die Förderung des kulturellen Lebens angelegen sein.

Zusammen mit dem Lehrerberuf führten die zahlreichen Verpflichtungen oft zu einer übergrossen Arbeitslast. Das brachte mit sich, dass manche Lehrer den Schuldienst aufgaben. So sind aus der Bündner Lehrerschaft eine ganze Reihe eindrücklicher Persönlichkeiten hervorgegangen, welche in einem weiten Umfeld Bedeutendes geleistet haben. Das war nicht zuletzt dem Wirken des Davosers Paul Conrad zu verdanken. Er hat dem Bündner Lehrerseminar von 1889-1927 als Direktor vorgestanden. Kraft seiner Persönlichkeit und umfassenden Bildung übte er auf die angehenden Lehrer einen prägenden Einfluss aus.

Zu den markanten Gestalten, welche aus der Bündner Lehrerschaft hervorgegangen sind, gehörte auch Emil Schmid. Er hat den Schuldienst in Flims aufgegeben. Die Bündner Kantonalbank hat ihm die Führung ihrer Niederlassung in Flims anvertraut. Mit politischen Ämtern ist er in den Dienst der Öffentlichkeit getreten. Dazu liess er sich zunächst durch Flimser Mitbürger bewegen. 1937 übernahm er zum ersten Mal das Präsidium der Gemeinde. Schon warf der zweite Weltkrieg seine drohenden Schatten voraus. Damit erwachsen den Gemeindevorständen zusätzlich schwere Aufgaben.

Emil Schmid hatte jedoch noch eine andere, unvorhersehbare Her-

ausforderung zu bestehen. Am Ostermontag 1939 löste sich von der Wand des Flimsersteins eine gewaltige Felsmasse. Im Sturz zerstörte sie ein Kinderheim, forderte eine grosse Anzahl von Verletzten und Todesopfern und richtete einen gewaltigen Wald- und Kulturlandschaden an. Augenzeugen und Betroffene haben noch nach Jahren bestätigt, wie beispielhaft sich Präsident Emil Schmid bei der Bewältigung der Katastrophe bewährt hat. Er fand auch den richtigen Weg im Umgang mit den Angehörigen der Opfer. Noch nach Jahren hat er die Eltern auf die Gedenkstätte in Fidaz begleitet, wo die Grabtafeln ihrer Kinder aufgerichtet worden sind. Wenn Emil Schmid seine Erinnerungen ausbreitete, hat diese Zeit stets einen besonderen Platz eingenommen.

Nebst der Gemeinde war er auch im Kreis Trins, im Bezirk Imboden und auf kantonaler Ebene tätig. Er hat in den Gerichten aller Instanzen Einsitz genommen. Das Richteramt empfand er als eine ernste Aufgabe. Wenn er urteilen musste, blieb er im Verurteilen stets zurückhaltend, indem er den menschlichen Horizont nicht aus dem Auge verlor.

Den Kreis Trins vertrat er im Grossen Rat. Einen Höhepunkt seiner politischen Laufbahn brachte das Jahr 1951, als ihm mit dem Standespräsidium das höchste politische Amt übertragen wurde, welches der Kanton Graubünden zu vergeben hat. Im politischen Kräftespiel der Demokratie hat Emil Schmid jedoch auch das Wechselbad der Wählergunst kennen gelernt.

Der Ausbruch des Zweiten Weltkrieges hat die Anstrengungen

beinahe zum Erliegen gebracht, in Flims den Wintertourismus anzukurbeln. Noch in den letzten Kriegsmontaten hat sich ein Kreis weit-sichtiger Männer zusammengetan und den Bau einer Sesselbahn Richtung Foppa/Naraus in Aussicht genommen. Zu diesen wage-mutigen Planern gehörte auch Emil Schmid. Damit wurde der Grundstein zum wirtschaftlichen Aufschwung der Gemeinde in den fünfziger Jahren gelegt. Dabei gab es beträchtliche Schwierigkeiten zu überwinden. Weil «Bern» das Eisen aus kriegswirtschaftlichen Gründen nicht bewilligte, wurden die Masten in Lärchenholz erstellt. Die stehenden Sessel wurden auf das laufende Seil geschoben. Durch diese Neuerung hatte Flims 1945 mit einer technischen Welt-Pre-miere aufzuwarten. Emil Schmid war der erste Verwaltungsratsprä-sident der Bergbahnen Flims AG. Heute ist die Gesellschaft in der Weissen Arena AG aufgegangen. Der Schwerpunkt des Skibetriebs hat sich auf das Nagens-Plateau verlagert. Das Flimser Gebiet hat für Kenner dafür mit besonderen «Spezialitäten» aufzuwarten.

Einen wohlthuenden Ausgleich zum Arbeitsalltag fand Emil Schmid in der Musik und im Gesang. Jahrelang hat er Sonntag für Sonntag in der Martinskirche in Flims auf der Orgelbank gesessen oder als Vorsänger in der Fidazer Kirche den vierstimmigen Choral-gesang intoniert. Er war auch ein mitreissender Chorleiter. Der Män-nerchor Alpina Flims ernannte ihn zu seinem Ehrendirigenten. Ver-dientermassen haben ihm die Sän-gerkameraden mit dem ergreifenden Grabgesang den letzten Gruss entboten.

Der Schreibende verbrachte mit Emil Schmid auf der Gemsjagd erlebnisreiche Tage, und an lan-gen, stillen Abenden führte er mit ihm ernste Gespräche. Mit ihm zu-sammen konnte man aber auch wunderbar schweigen und ins Feuer starren. Er war ein Mann beherrschten Wesens. Die Jagd-leidenschaft gab sich bei ihm be-deckt. Ihr Grad liess sich einmal höchstens daran ablesen, dass er die Begrüssung dem Gemeinde-Vizepräsidenten überliess, als der deutsche Bundeskanzler Konrad Adenauer während der Jagdzeit zu einem Privatbesuch in Fidaz er-schien!

Die Sommerresidenz – sein «Castelgandolfo» – war sein Haus in Bargis. Dorthin hat er sich in den letzten Jahren während vieler Wo-chen zurückgezogen. Es war ihm ein beschaulicher, ruhiger Lebens-abend vergönnt. Immer mehr in sich gekehrt ist er im Rückblick auf ein langes, reicherfülltes Leben seinen Erinnerungen nachgegan-gen. Sein Blick ruhte oft auf den Weiden und Gräten der Alp Sur-cruns, wo seine Jagdgründe lagen. Als es galt, von ihm Abschied zu nehmen, haben ihm die Grünröcke den «Bruch» auf den Sarg gelegt.

Mit Emil Schmid ist eine mar-kante Persönlichkeit dahingegan-gen. Er hat nicht nur einen ent-scheidenden Abschnitt der Flimser Dorfgeschichte geprägt. Auch weit über die Marken der Gemeinde hinaus wird man sich seiner dank-bar erinnern. Ehre seinem Anden-ken!

Martin Accola a. Dekan

Erinnerung an Vico Torriani

1920–1998

Vom Jodler zum Star

An Vico Torriani, mit dem man im gleichen Hause gewohnt hat und mit dem man zur Schule gegangen ist, zurückzudenken, evoziert vor allem den jodelnden Jüngling. Die Rätoromanen singen viel und oft, aber jodeln ist nicht ihre Sache. Vico aber hat schon als Kind herrlich gejodelt, und damit war er bereits damals etwas Besonderes. Allerdings jodelten auch sein Vater – auch er eine Ausnahme – und ebenso seine Zwillingsschwester Claire und die jüngere Schwester Sonja. Ein Vergnügen war es, im Treppenhaus zu stehen und zu lauschen, wenn das Familienquartett jodelte und sang – alle vier verfügten über schöne, klangvolle Stimmen.

Die Torriani stammen aus dem Bergell, sind Bürger von Soglio. Vicos Grossvater bewirtschaftete ein kleines Bauernanwesen auf dem Hügelkamm, auf dem das Kulm Hotel steht. Seine Frau war die Dorfhebamme und hat einer Grosszahl der St. Moritzer jener Jahre auf die Welt geholfen. Der Vater von Vico ist mit mehreren Geschwistern aufgewachsen, darunter dem grossen Hockey-Internationalen Bibi Torriani.

Vico selbst ist allerdings in Genf geboren, am 21. September 1920, und hat später die ersten Schuljahre in Kronbühl, St. Gallen, verbracht. Die Eltern arbeiteten im Hotelfach, was, wie jedermann weiss, das Familienleben er-

schwert, besonders so lange die Kinder klein sind.

Als der mit grossen Hoffnungen gegründete Völkerbund immer mehr seine Bedeutung einbüsste, kamen für Genf, dessen Wirtschaft stark auf diese internationalen Einrichtungen ausgerichtet war, schwierige Zeiten. Viele Arbeitsplätze gingen verloren. Die Eltern Torriani suchten und fanden, we-



nigstens saisonweise, Arbeit im Engadin, der Vater im Winter als Skilehrer, die Mutter im Service. Für mehrere Jahre nahm die Grossmutter die Kinder bei sich auf, bis sie so weit waren, dass die Eltern sie während ihrer Berufstätigkeit allein in der Wohnung im Zentrum von St. Moritz-Dorf lassen konnten. Hier besuchten sie denn auch die Schule. Nicht nur Musik,

Gesang und Jodel gehörten zu ihren Begabungen, sondern auch Sprachen. Vico hat die vier Landessprachen schon in jungen Jahren fliessend und akzentfrei gesprochen. «A gweckts Pürschtli» war er schon immer, und er verstand es, seine Schulkameraden und später jede Gesellschaft zu unterhalten. Herrlich konnte er schwadronieren, phantastische Geschichten auf eine Art erzählen, dass man nie sicher wusste, waren es nun Tatsachenberichte oder entsprangen sie seiner Phantasie, der Lust am Unterhalten und im Mittelpunkt zu stehen.

So ist es eigentlich nicht verwunderlich, dass nach seiner Ausbildung als Koch und Kellner, im Hotelfach diese Talente entdeckt wurden. Zunächst sang er nur für seine Freunde, bald aber wurde er in geselligem Kreise immer häufiger zu einer Produktion aufgefordert. Der Durchbruch kam 1946, als er an einem Jekami-Abend im Zürcher «Rothus» auftrat. Mit seiner Gitarre und Liedern wie «Silberfäden», «Calcutta liegt am Ganges», «Café Oriental» und anderen Schlagern begann er eine Karriere, die ihn im Radio und dann mit ganz grossem Erfolg im Fernsehen zu einem berühmten Star machte. Seine angeborene Musikalität, seine wohlklingende Stimme, vielleicht mehr noch aber sein Charme und sein schalkhaftes Lächeln machten ihn zum Liebling vor allem des deutschen Publikums. Wenn man ihn an einer der zahllosen Fernsehshows wie «Hotel Victoria», «Veni, Vidi, Vico» oder «Der goldene Schuss» sah, und mehr noch wenn man ihn einmal live beobachtete, war man überrascht, wie gut es ihm gelang,

den Kontakt zum Publikum herzustellen und seine Lieder, Aussprüche und Gags «herüberzubringen». Dass er diese Kunst grossartig beherrschte, musste man ihm neidlos zugestehen. In solchen Shows wirkte er auch als Moderator und mehrere Filme wurden mit ihm in der Hauptrolle gedreht. Er war ein leutseliger Typ und er hat die schwierige Aufgabe des Umganges mit den Medien mit Bravour und mit Stil gelöst. Dabei ist ihm seine Frau Evelyne mit grossem Geschick zur Seite gestanden.

Seit vielen Jahren hatte er Wohnsitz in Agno/TI, doch die Winterferien verbrachte er stets im Engadin, so lange seine beiden Kin-

der, Nicole und Reto, noch zur Schule gingen.

Nicht vergessen sei ein weiteres seiner Talente – das Kochen. Es war ja sein ursprünglicher Beruf, aber es war auch sein Hobby. Und so hat er mit Begeisterung gekocht, nicht nur im privaten Rahmen, sondern auch in Fernsehsendungen. Das hat dann dazu geführt, dass er Kochbücher herausgegeben hat, die seine Erfolgsstory um eine weitere Facette bereichern.

Es ist ihm nicht an der Wiege gesungen worden, dass ihm so vieles so gut gelingen und er zu einer prominenten und erfolgreichen Persönlichkeit werde, denn er ist in einer schwierigen Zeit aufge-

wachsen. Umsomehr ist es erfreulich, dass er fünfzig Jahre einer der Grossen im Show-Business sein konnte. Fast ebenso lang hat er eine glückliche Ehe mit seiner Frau Evelyne geführt, die das doch recht aufregende und anstrengende Leben eines Stars mit ihm geteilt hat. In den letzten Jahren, als seine Gesundheit ihm immer mehr zu schaffen machte, hat sie ihn betreut und, wenn es nötig war, auch nach aussen abgeschirmt, sodass es stiller um ihn geworden ist und sein Tod am 25. Februar 1998 erst nach seiner Beisetzung im engsten Familienkreis publik geworden ist.

Marcella Maier

Andrea Badrutt 1910–1998

Auf der Kommandobrücke des Flaggschiffes der St. Moritzer Hotellerie, dem weltbekannten Palace Hotel, hat Andrea Barutt als Kapitän gestanden, weit über die Zeit hinaus, in denen viele andere Menschen ihren Ruhestand geniessen. Sein Hotel konnte er nicht verlassen, so lange seine Kräfte es zuliessen – er, der nicht nur als Mitbesitzer das Palace leitete, er war das Palace.

Als Sohn des legendären Hans Badrutt, wurde Andrea am 30. Mai 1910 in St. Moritz geboren. Sehr früh schon hat er seine Mutter verloren, und so wurde er, zusammen mit seiner Schwester Annigna, von einer Tante und dem Vater aufgezogen. Der zweiten Ehe von Vater Hans mit Frau Helene ent-

spross 1930 der Halbbruder Hansjürg.

Andrea trat nach der Primarschule in ein bekanntes Institut in Trogen ein und schloss diese Schule mit der Matura ab. Zwei Jahre war er alsdann in London in einem Unternehmen für Wirtschaftsprüfung tätig. Sein Ziel war selbstverständlich die Hotelkarriere, und so übernahm er im Hotel Rembrandt den Posten des Chefs der Warenannahme und Verantwortlicher für den Spirituosenverkauf an das Personal, für das englischer Tradition gemäss eine eigene Bar betrieben wurde. Weitere Stationen waren dann die Hotelfachschule London, der Frankfurter-Hof in Frankfurt, das Hotel Meurice in Paris, das Hotel Waldorf-Astoria in New York,

wo er als Assistent der Geschäftsleitung fungierte, und die Leitung eines Restaurants an der Weltausstellung 1938 in Paris. Zwischen den Saisons jedoch arbeitete er im Palace und in der Chesa veglia, und dies in der Kredit- und Buchhaltungsabteilung und später in der Reception, die dann ab den dreissiger Jahren seine Domäne werden sollte. Die Krisen- und Kriegsjahre bedeuteten auch für das Palace eine sehr schwierige Zeit, doch Vater und Sohn Badrutt hielten durch – das Palace war das einzige der Fünfsterhotels, das in den dunklen Jahren in der Saison geöffnet war. Nach dem Tode seines Vaters Hans im Jahre 1953 war er dann zusammen mit Frau Helene verantwortlich für das Palace, und nach deren Tod 1960 führte er es allein, bis sein Bruder Hansjürg seine Ausbildung abgeschlossen hatte und auch in den Hotelbetrieb eintrat. Es ergab sich eine günstige Arbeitsteilung, in-

dem Hansjürg eher Aufgaben im Hintergrund wahrnahm, wie das Personalwesen und das Gebiet Entertainment mit dem Engagement von entsprechenden Künstlern verschiedener Sparten, während Andrea an der Front stand. Der Kontakt mit den Gästen lag ganz in seiner Natur. Er liebte es, mit ihnen eine persönliche Beziehung aufzubauen, sie zu empfangen und zu verabschieden, da zu sein für alle ihre Bedürfnisse und Wünsche. Nie vergass er ein Gesicht und nie den dazugehörenden Namen. Aber auch alle Eigenheiten, Spezialansprüche und auch die Marotten einzelner waren in Sar Andreas Gehirn gespeichert. Er musste nichts aufschreiben, er wusste, welches Zimmer welcher Gast bewohnte oder zu beziehen wünschte, welche Blumen die Dame liebte, welcher Sport betrieben wurde, an welche Vorlieben und Abneigungen zu denken war. Kein Computer war nötig, um all diese Informationen über seine Gäste stets präsent zu haben. «Die Maschinen machen Fehler», pflegte er zu sagen, «mein Kopf nicht.»

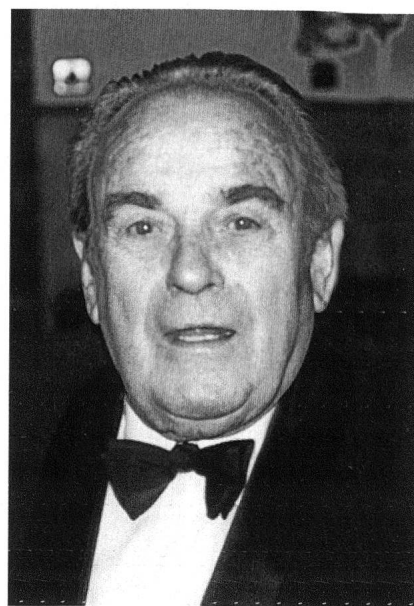
Wollte man die Namen all jener aufzählen, die im Palace gewesen sind, und die Sar Andrea persönlich gekannt hat, es würden wohl nur wenige der grossen und berühmten Persönlichkeiten dieses Jahrhunderts fehlen. Mit sehr vielen von ihnen hat ihn eine lebenslange Freundschaft verbunden. Noch nachdem er sich im Alter zurückgezogen hatte, sass er gern in der Loge und begrüßte seine Gäste.

Bei all dem Glanz und Glimmer ist Andrea Badrutt einfach und natürlich geblieben und hat den Kontakt zu Schulfreunden aufrecht er-

halten. Er ist seiner romanischen Muttersprache treu geblieben, indem er konsequent mit allen romanisch sprach, die es konnten. Im Palace ist es immer stark romanisch zugegangen, haben doch sowohl Vater Hans wie Andrea ihr Personal gern im Engadin und den angrenzenden Tälern rekrutiert. Stets hat er sich als St. Moritzer gefühlt, und das auch durch seinen Einsatz in vielen Gremien unter Beweis gestellt. So war er Mitglied des Vorstandes des Kur- und Verkehrsvereins, er war im Vorstand der Bürgergemeinde, des Hoteliervereins, den er auch präsiert hat, ebenso im Vorstand des Elektrizitätswerks St. Moritz. Nach 1945 hat er den Engadin Golf Club, den seine Vorfahren gegründet und durch zwei Weltkriege gerettet hatten, wieder in Fahrt gebracht und ist ihm dann jahrzehntelang als Präsident vorgestanden. Zusammen mit den Herren Niarchos und Guinness war er einer der Gründer der Piz Nair- und der Corvatschbahn, war dann Verwaltungsratspräsident der Piz Nair AG und Vizepräsident der Luftseilbahn auf den Corvatsch.

1960 verehelichte er sich mit Caprice Caron und 1963 wurde der Sohn Johannes geboren. Wenige Wochen vor seinem Tod am 24. Mai wurde ihm die grosse Freude zuteil, Grossvater zu werden. In Gesellschaft dieses Enkels und von Sohn und Schwiegertochter hat er am 23. Mai noch einen schönen Abend verbracht. Am folgenden Morgen hat ihn ein plötzlicher Tod ereilt.

Die Geschicke des Palace hat er in einer Weise mitgeprägt, die sein Wirken nicht in Vergessenheit geraten lassen werden. In die Annalen von St. Moritz wird er als eine



markante Persönlichkeit dieses Jahrhunderts eingehen. Dem Tourismus nicht nur des Engadins, sondern des ganzen Kantons Graubünden hat er entscheidende Impulse gegeben, und so wird sein Wirken weit über seine nähere Umgebung hinaus stets in guter Erinnerung bleiben.

Marcella Maier

Curo Mani: Ein Leben im Dienste der Romanischförderung 1918–1997

Am 29. September 1997 verbreitete sich im Schams die Nachricht, dass der Schriftsteller und Dichter Curo Mani sein Erden-dasein im 79. Altersjahr beschlossen habe. Diese Nachricht erschütterte insbesondere die romanischsprachige Bevölkerung der Sutselva, für die Curo Mani im Laufe der Jahre so etwas wie ein Volksvater geworden war, welcher die Menschen für ihre Sprache wie kein anderer zu animieren vermochte und welcher der kleinsten romanischsprachigen Minderheit Graubündens durch sein Wirken eine Identität verschafft hatte. Im folgenden wollen wir uns seiner Person und seines kulturellen Schaffens erinnern.

Curo Mani wurde am 13. September 1918 in Pignia geboren. Als einziger Sohn einer Bauernfamilie ist er dort zusammen mit zwei Schwestern aufgewachsen. Seine Mutter, obwohl aus Splügen gebürtig, hat nach ihrer Heirat romanisch gelernt, so dass der Sohn Curo in seiner Kindheit ausschliesslich romanisch sprechen konnte. Er wird damit einer der letzten Schamserromanen gewesen sein, der nicht zweisprachig aufgewachsen ist. Der Grossvater, Curo Wieland, der Vater der Mutter, welcher auch in der Familie lebte, war das eigentliche Idol des jungen Curo Mani. Der vielseitig interessierte und sehr begabte Primarlehrer wurde zum ersten Förster des Rheinwalds gewählt.

Später ist er Stadtschreiber von Ilanz geworden. «Die romanische Sprache schätzen gelernt habe ich von meinem Grossvater», berichtete mir Curo Mani einmal. Er war der einzige Pignier, der die romanischsprachige Zeitung «Die Casa



Paterna» und das Jahrbuch «Annalas» abonniert hatte. Als sozial engagierter Bergler wurde er zum Pionier des Konsumvereins in seinem Tal. Er trank keinen Alkohol, rauchte aber stets seine Zigarre. «Hin und wieder stibitzte ich ihm eine», gestand Curo Mani in fortgeschrittenem Alter, selbst auch in eine Wolke aus Zigarrenrauch gehüllt.

Der Grund, weshalb der Bauernsohn Curo nicht auch Landwirt geworden ist wie sein Vater Dumeni Mani, war die Schule. Er war ein hervorragender Schüler und leidenschaftlicher Leser. «Man-

che Ruhepause bei der bäuerlichen Arbeit benutzte ich zum Lesen», erinnerte sich Curo Mani später.

Die Mutter, Barbara Mani-Wieland, hatte in Andeer die Lehre als Postbeamtin absolviert. Vor ihrer Heirat hatte sie mehrere Saisons im Teniger Bad, im Domleschg und im Engadin gearbeitet. Sie erzählte oft aus ihrer Zeit als Postbeamtin, sang viel und kannte einen reichen Schatz an Gedichten auswendig, z. B. den Monolog aus dem Wilhelm Tell von Schiller. «Ich selbst beherrschte diesen Monolog, noch bevor ich zur Schule ging», erinnerte sich Curo Mani.

Ausser der Familie und der genannten Mitmenschen, war es das bäuerliche Leben von damals, das ihm eine glückliche Jugend ermöglichte. «Das bäuerliche Leben jener Jahre folgte dem Lauf des Jahres. Die Jahreszeiten gaben ihm einen regelmässigen Rhythmus.» Etwas vom Schönsten war für ihn das Heuen auf dem Maiensäss, vor allem das Wildheuen, berichtete er Jahre später noch voller Begeisterung für jene Zeit, die uns, ohne die Belästigung durch Maschinenlärm und Hetze, romantisch und harmonisch vorkommt.

Wenn man den Verlauf der Schulkarriere von Curo Mani verfolgt, erscheint es beinahe als Wunder, dass er später zum bedeutendsten schamserromanischen Dichter und Schriftsteller unseres Jahrhunderts geworden ist. Während der ganzen Schulzeit erhielt er Unterricht ausschliesslich auf Deutsch, so dass er später feststellen musste: «Als Schüler habe ich nie ein romanisches Buch auf der Schulbank gesehen und habe auch nie romanisch schreiben gelernt.»

Dafür rieten die Lehrer den Eltern, den talentierten Jungen studieren zu lassen. Aber dieser tat sich schwer mit der Berufswahl: «Am letzten Schultag musste ich ins Album des Lehrers hineinschreiben, welchen Beruf ich ergreifen werde. Ich habe drei mögliche Berufe notiert: Maurer, Landwirt oder Lehrer. Am liebsten hätte ich Maurer gelernt», verriet er später. «Aber früher wäre es für einen Bauernsohn eine Schande gewesen, Maurer zu lernen. Schmied oder Schreiner, dies waren die bei unseren Leuten angesehenen Berufe. Vielleicht bin ich nicht Landwirt geworden, weil das Sensewetzen nicht meine Stärke war. Ich hatte auch kein Auge für das Vieh. Ich war, wie es schien, nicht zum Bauern geboren.»

Wenn nicht Maurer, wegen der Verachtung für diesen Beruf, nicht Bauer mangels Geschicklichkeit, bleibt noch der Lehrerberuf übrig. «Als Knabe unterwies mich ein Hirte im Handorgel- und Trompetenspiel, deshalb erwachte in mir dann auch der Wunsch, Musiker zu werden. Ich kombinierte die Wünsche: Ich lerne Lehrer, um später Musik zu studieren.»

Obwohl Curo nicht romanisch schreiben konnte, ist er in die romanische Abteilung des Seminars in Chur eingetreten. Er hat beim beliebten Prof. Ramun Vieli Romanischunterricht genossen. Vieli verstand es, seine Seminaristen fürs Romanisch zu begeistern. So hatte er auch dem jungen Curo einige Impulse gegeben, der allerdings zu jener Zeit noch keine Gedichte verfasste und auch keine Geschichten schrieb. Der Grund war wahrscheinlich dieser: «Ich war ein an allem interessierter Schüler. Mir

gefiel die Physik und die Geschichte gerade so gut wie die Geographie. Nur für die Musik empfand ich mehr Zuneigung als für die übrigen Fächer», berichtete Curo Mani, der als Seminarist Dirigent des «Chor rumantsch», Dirigent des Orchesters der Jungen Kirche und Mitglied der Kadettenmusik war.

Nach dem Lehrerseminar (1934–1938) ist Curo Mani als Lehrer nach Pignia gewählt worden. Die Pignier hatten ihn an ihre Gesamtschule berufen. «Sie haben mir lediglich drei Stunden Bedenkzeit gelassen. Weil es damals nicht so leicht war, eine Lehrerstelle zu bekommen, habe ich mich in der vorgeschriebenen Frist für Pignia entschieden», erzählte er. «Und jene Zeit in Pignia wurde dann zum schönsten Abschnitt meines Lebens. Ich leitete den Gemischtenchor, führte mit Schülern und Erwachsenen Theaterstücke auf. Ich hatte keine Schwierigkeiten, weder mit den Schülern, noch mit den Eltern. In jenen Jahren habe ich dann, ohne jemanden zu fragen, begonnen, Romanisch zu unterrichten. Aber es galt, zuerst eine Orthografie für unser Idiom zu schaffen. Die einen Lehrerkollegen waren der Ansicht, im Schams das Oberländerromanisch zu unterrichten, andere glaubten, es wäre besser, im Schamserromanisch zu unterrichten. Als Seminarist war auch ich der Ansicht, in unseren Schulen Sursilvan zu lehren. Aber als ich dann nach Pignia gekommen war, habe ich meine Meinung gründlich geändert.» Angesichts der praktischen Schwierigkeiten, welche der Unterricht und vor allem die Schreibweise des Sursilvans für die Schamser Schüler

mit sich brachten, hat auch er begonnen, sich für das Sutselvische einzusetzen, um diesem eine zeitgemässe Form und damit eine stärkere Funktion innerhalb und ausserhalb der Schule zu geben. Der Bedarf an Literatur in diesem Idiom hat ihn zum Schreiben veranlasst: «Ich habe begonnen, Theaterstücke zu übersetzen. Dadurch bekam ich Routine. So wurde ich motiviert, eigene Geschichten zu schreiben. – Ich wurde also durch die Notwendigkeit gedrängt, Schriftsteller zu werden. Wir besaßen keine Weihnachtsgedichte. Also habe ich solche verfasst. Alles, was ich damals verfasste, habe ich lediglich wegen des Mangels an Literatur im Schamser Idiom geschrieben. Ich wurde nicht als Dichter geboren.» Aber dank seiner natürlichen Gaben und dem Auseinandersetzen mit Dichtung, Prosa und dem Theater wurde er zum Dichter, Schriftsteller und Stückeschreiber. Der Kontakt mit Dr. Andrea Schorta und dem «Dicziunari Rumantsch Grischun» hat ihn zum Studium der Romanistik angeregt. Aber diesen Plan konnte er nicht verwirklichen. Der Zweite Weltkrieg war inzwischen ausgebrochen, und es galt, Militärdienst zu leisten, anstatt zu studieren.

1941 hat Curo Mani die Sekundarschule von Andeer übernommen, noch ohne die entsprechende Ausbildung abgeschlossen zu haben. Neben dem Unterrichten, neben dem Absolvieren des Militärdienstes und neben der Hilfe auf dem elterlichen Hof hat er sein Studium begonnen. Er studierte in den Sommersemestern, und winters unterrichtete er. Aber während des Krieges war es nicht mög-

lich, das Sekundarlehrerstudium zu beenden. So beschloss er dieses erst ein Jahr nach Kriegsende.

In jenen Jahren wurde von der Sprachorganisation Renania eine Kommission eingesetzt (bestehend aus Tumasch Dolf, Schamùn Mani, Steafan Loringett, Gion Mani, Curo Mani und Mena Grisch), um orthographische Normen für das Schamser Idiom zu erarbeiten. Diese wären auch gedruckt worden, wenn nicht Dr. Gangale, der italienischstämmige Linguist, gekommen wäre. Dieser schlug vor, eine sutselvische Orthographie zu definieren, welche auch die Dialekte des Heinzenbergs und Domleschgs berücksichtigen sollte. Damit war die Koiné, die gemeinsame Rechtschreibung für drei Dialekte, geschaffen.

Dann kam die Geschichte mit dem «Schellenursli»: «Steafan Loringett hat mir aufgetragen, eine Übersetzung ins Sutselvische zu machen. Ich studierte damals in Zürich und hatte eine Woche Zeit für die Übersetzung, habe sogar Vorlesungen geschwänzt deswegen. Weil sie gelungen war, hiess es, dass ich Talent zum Schreiben hätte.» Diese öffentliche Anerkennung brachte ihm weitere literarische Aufgaben ein: Von 1946 bis 1949 war er Redaktor des «Calender per mintga gi» und der Jugendzeitschrift «Dun da Nadal». In diesen Jahren versah er auch den Vorsitz der Renania. Das war damals ein heikles Amt, gab es doch heftige Auseinandersetzungen innerhalb der Rumantschia wegen Gangale.

In jenen Jahren begann noch eine andere Phase im Leben des Lehrers, Dichters und Schriftstellers: Curo Mani wurde Regionalpolitiker. 1949 wurde er zum Kreis-

präsidenten und Grossrat des Kreises Schams gewählt. Mit dieser Wahl glaubte man, auch Gangales Aufenthalt in Graubünden verlängern zu können. Aber die Macht des Schamser Abgeordneten musste sich jener der Bündner Regierung beugen, welche nichts von einer Verlängerung der Aufenthaltsgenehmigung der «persona non grata» hielt. Das Amt des Kreispräsidenten brachte ihm mehr Arbeit als Ehre und wenig Verdienst, was damals für einen Familienvater, der als Lehrer nur während dreissig Wochen entlohnt wurde, von existenzieller Bedeutung war. «Während ich als Kreispräsident einen Lohn von 250 Franken erhielt,» berichtete Curo Mani, «verrichteten Kollegen in den langen Sommerferien Arbeiten, bei denen sie mehr verdienten als im Winter beim Schulehalten. Ich hingegen musste schauen, wie ich die Familie über die Runden brachte. In jenen Jahren habe ich über die Maschinen gearbeitet. Die Familie kam zu kurz. An den Sonntagen musste ich Urteile und Korrespondenzen verfassen, anstatt mich ihr widmen zu können.»

Diesem gehetzten Lehrer-Dichter-Politiker-Leben setzte Curo Mani ein abruptes Ende: 1957 zog er fort aus Andeer. Der Wunsch, eine bessere Existenz zu haben, und das Verbot des Schulrates, den Männerchor zu dirigieren, haben ihn veranlasst, das Tal zu verlassen. Er wurde als Sekundarlehrer nach St. Moritz gewählt. So wurde das bedeutendste Schamser Festspiel «Val sainza Stélas» – ein Chef d'œuvre von Curo Mani – im Weltkurort vollendet. «In den Weihnachtsferien sass ich vom Morgen grauen bis abends spät in der Kü-

che und schrieb, sechzehn Tage hintereinander, ohne das Haus zu verlassen. Als die Ferien zu Ende waren, war auch das Stück geschrieben.» Die Aufführung dieses Festspiels anlässlich der Feierlichkeiten zur 500jährigen Unabhängigkeit des Schams wurde von Tista Murk mit 120 Darstellern als Freilichtspiel im Sommer 1958 in Andeer mit derartigem Erfolg inszeniert, dass man im Tal noch heute davon spricht. Curo Manis Werk, insbesondere die Novelle «Igl mastral da la gagliegna», wurde dann mit dem Schillerpreis und dem Preis des Romanischen Schriftstellervereins ausgezeichnet. Diese Preise veranlassten ihn, seine Gedichte zu veröffentlichen, und spornen ihn zum Weiterschreiben an. 1954 betraute ihn die Lia Rumantscha auch mit der Redaktion des sutselvischen Wörterbuches «Pledari sutsilvan». Dies war eine gewaltige Aufgabe, die Curo Mani beinahe ausschliesslich in der Freizeit, abends, am Wochenende und in den Ferien verrichtete. Nur in der Schlussphase vor der Drucklegung hatte er einen Urlaub von vierzehn Tagen bekommen. Zwischendurch verfasste er Gedichte, erfand Geschichten und dachte sich Theater-szenen aus, die vor allem in einem Dutzend Festspielen im Schams, im Engadin, in Thusis und in Davos zur Aufführung gelangten. Aber auch seine Theaterstücke waren beliebt bei den Vereinen der Sutselva. Alles, was er verfasst hat, diente einem Zweck. «Ich habe nie nur für die Schublade geschrieben. Ich konnte nur wirklich schreiben, wenn ich wusste, dass es jemand benötigt. Ich bedaure es nur, dass ich nicht mehr Novellen geschrieben habe. Aber ich befürchtete, sie

Zum Gedenken an Anton Masüger

1915–1997



Chur hat mit Anton Masüger im vergangenen Jahr eine eigengeprägte Persönlichkeit verloren. Mit grosser Regelmässigkeit suchte er «seine» Kantonsbibliothek auf, die ihm gewissermassen zum zweiten Heim geworden war, klopfte da seine Pfeife aus und setzte sich nahe des Fensters und

Ofens im Lesesaal nieder. Gelegentlich suchte er sich aus dem Zettelkasten Literatur heraus und liess sich seit Jahren fünf Bücher aushändigen, um sich auf der Rückseite der Ausleihzettel Stichworte zu seiner juristischen Arbeit über das Schiffshypothekswesen zu notieren. Zum Erstaunen manchen Benutzers, der sich nicht gerne auf die elektronische Umrüstung der Bibliothek einliess, fand er Toni Masüger in den letzten Jahren vor dem Bildschirm sitzend Buchtitel suchen, und nicht, wie öfters auch, sich ein Nickerchen gestatten. Gerne vertiefte sich Anton Masüger auch in die aufliegenden Tageszeitungen, während er sich ungerne ansprechen liess und verschlossen

wirkte. Wer es doch wagte, auf ihn zuzugehen, konnte mit ihm einige freundliche Worte wechseln und durfte sicher sein, bei der nächsten Begegnung wieder erkannt zu werden.

Durch sein merkwürdiges Benehmen gegenüber Fahrzeugen, die seinen Weg kreuzten, erweckte der Verstorbene oft Ängste und Verwunderung der Passanten. Es hatte dieses Benehmen jedoch mit irgendeiner absichtlichen Schikane Masügers gegenüber den motorisierten Verkehrsteilnehmern nichts zu tun, sondern es war auf seine in Jugendjahren erworbene motorische Blockierung zurückzuführen.

Der einzelgängerische Masüger lebte zurückgezogen in seinem Heim im Stampgarten, doch so weit selbständig bis in seine letzten Lebenswochen hinein. Die Churer werden den Verstorbenen, der gewissermassen zum städtischen Strassenbild gehörte, vermissen. Anton Masüger, geboren am 3. Mai 1915, starb am 12. November 1997.

Peter Metz jun.

(Zeichnung von

Verena Zinsli-Bossart, 1997)

könnten weniger gut ausfallen als der ausgezeichnete «Mastral da las gagliernas», gestand mir Curo Mani einmal.

1983, als er pensioniert wurde, ist seine aus Bern stammende Ehefrau Heidi gestorben. Curo Mani sah sich veranlasst, aus seinem freiwillig gewählten Exil ins Schams zurückzukehren, wo er seine rege Kulturtätigkeit fortsetzte. 1988 wurde er von der Bündner Regierung

mit dem Anerkennungspreis für sein literarisches und kulturelles Schaffen ausgezeichnet.

Ein Grossteil seiner Arbeiten hat die Renania 1991 in zwei vom Engadiner Künstler Constant Könz illustrierten Bänden veröffentlicht. Im Schlusswort dazu heisst es: «Dies ist Literatur, die im Laufe eines halben Jahrhunderts entstanden ist, um uns zu unterhalten, um uns nachdenklich zu stimmen, aber

auch um das Fundament des zeitgenössischen Sutsilvans zu legen und um wirksame Stützen gegen seinen Zerfall zu zimmern. Curo Mani hat uns die Zuneigung seines Herzens und die Kraft seiner Worte geschenkt. Wir hoffen, dass diese beiden Quellen noch lange die romanische Kultur der Sutselva befruchten mögen.»

Bartolome Tschärner